# Fünf Wochen im Osten der Vereinigten Staaten und Kanadas

## Reiseerinnerungen

von einem, der seinen Bruder besuchte. / Mit 41 Ansichten nach Aufnahmen des Verfassers

Bern / Verlag von A. Francke / 1913

PRESENTED
TO
THE UNIVERSITY OF TORONTO
BY
Dr. Alexander Francke
Bern

Der University of Toronto
hochachtungsvoll gewidmet vom
Verfasser Dr. Alexander Francke

Bern 14 Jan. 1914.

HUS F823f

# Fünf Wochen im Osten der Vereinigten Staaten und Kanadas

Reiseerinnerungen von einem, der seinen Bruder besuchte

[Alexander Francke]

Mit 41 Ansichten nach Aufnahmen des Verfassers

131180
2/2/14

Bern Verlag von A. Francke 1913

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern

Meinen Lieben in Cambridge und dem Andenken Derjenigen, die mich nicht mehr begleiten konnte, die aber im Geiste unter uns weilte und unser Zusammensein verklärte, widme ich diese Erinnerungen an eine unvergessliche Zeit.

Ernst Lavisse, der französische Historiker, hat kürzlich einmal gesagt: « Ereignisse, die wir nicht gedanklich verdauen, haben wir nicht erlebt. » Das beste Mittel, diesen Denkprozess durchzuführen, ist bei eigenen Erlebnissen ein Tagebuch. Ich schrieb ein solches während meiner Amerikafahrt, um die vielen neuen Eindrücke in der Erinnerung festzuhalten. Für deren Drucklegung kann ich die sonst so beliebten dringenden Wünsche von Freunden und Bekannten nicht geltend machen; schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil nur ein Einziger das Manuskript gelesen hat. Dieser mir in mehr als einer Beziehung Einzige, dessen Rat ich nicht in den Wind zu schlagen pflege, behauptete aber, das Tagebuch *müsse* gedruckt werden. Warum und ob mit Recht, das möge der Leser nun nachsichtig beurteilen.

Nachdem einmal der Druck beschlossen, schien mir die Belebung des Textes durch eine Anzahl Bilder wünschenswert. Sie erforderten ein gutes Illustrationspapier und machten eine bescheidenere Ausstattung unmöglich.

An Bord der « Kronprinzessin Cecilie »,
den 25. Juni 1913, abends 9 Uhr.

Nun geht es in die Nacht hinaus. Noch ist der Abendhimmel schwach gerötet. Über die dunkelnde Wasserfläche blinken von der letzten französischen Insel, die der Landzunge von Cherbourg vorgelagert ist, in regelmässigen Intervallen aufblitzend, zwei Leuchtfeuer. Die Wasserfläche ist nur leicht bewegt, etwa wie die Ostsee bei einer frischen Ostbrise, und doch rüttelt der Wind an einem, wenn man vorne auf dem Oberdeck steht, dass man die gut sitzende Mütze vorsichtshalber auch noch mit der Hand festhalten muss; und beim Herabsteigen, wo der Luftstrom durch einen Gang nachgefahren kommt, stösst er hinter einem her, als ob man in einem Blasrohr sässe.

Eben hört der Gesang vom Zwischendeck her auf. Der offene Teil des letzteren geht gegen den Bug zu in einen gedeckten Raum über. In dem dort herrschenden Dunkel konnte ich nicht recht erkennen, wer dort sitzt. Seit etwa zwei Stunden ertönten dort ununterbrochen weibliche und Kinderstimmen, die langgezogene, psalmartige Lieder, eins nach dem andern, sangen.

Das Zwischendeck scheint mir überhaupt der interessanteste Teil des Schiffes zu sein. Ein überraschender Anblick: wenn man auf dem Promenadendeck gegen vorne zu wandert, hört man plötzlich Stimmengewirre und blickt hinunter auf ein buntes Menschengewimmel. Ein Gemisch der Ärmsten der Armen mit wohlbehäbig aussehenden Bauern und Handwerkern. Alle Alter sind vertreten, von Kindern an der Brust bis zu Grosseltern. Und Nationalitäten auch etliche; aber keine Engländer und Franzosen, da Zwischendeckspassagiere nur in Bremen an Bord genommen werden. Solange sich keine Seekrankheit zeigt, herrscht da offenbar die fröhlichste Stimmung. Barfuss laufende Kinder haben da einen originelleren Spielplatz, als sie wohl zu Hause hatten. Sie jagen herum um die überdachten Kajüteneingänge, klettern an allen erhöhten Gegenständen hinauf und kommen so spielend in die neue Welt hinüber. Die unteren Teile der Strickleitern, die zum Promenadendeck und vorne zum Deckdach hinaufführenden Leitern, alles ist besetzt von Männern

und Frauen, die möglichst weit hinausschauen möchten in die Ferne, die ungewisse, der sie entgegenfahren. An geschützten Stellen sitzen Gruppen von Weibern, an andern junge Burschen und Mädchen und erzählen sich Geschichten, die, nach den Lachsalven zu schliessen, sehr lustig sein müssen. Welcher Gegensatz dagegen die Erste-Kajütegesellschaft, die bei erlesenen Speisen, die sie sich nach Herzenslust aussuchen können, den üppigen Saal füllt!

Eben war ich noch einmal draussen. Wir sind jetzt auf der gleichen Höhe mit dem vorgeschobensten festländischen Leuchtfeuer. Aber vor uns, in der Ferne, sieht man eine glänzende Lichterreihe. Es ist die Olympic, das Schwesterschiff der untergegangenen Titanic von der Red Star Line. Sie kam eine halbe Stunde vor der Kronprinzessin auf die Reede von Cherbourg und legt hinter der Mole an, um eine Schiffsladung I. und II. Kajüte und eine Schiffsladung Zwischendecksleute an Bord zu nehmen. Ein mächtiges Schiff, noch grösser als unseres, aber weniger schnellfahrend. Wir werden es bald wieder einholen, sagt mir einer unserer Schiffsleute mit einem Ausdruck der Überlegenheit. Es hatte, ebenso wie die Titanic, keine wasserdichten Abteilungen und ist nun ein halbes Jahr auf dem Dock gewesen, um sich einen Doppelboden machen zu lassen und dadurch das erschütterte Vertrauen der seefahrenden Leute wieder zu gewinnen.

Nun sollte ich aber doch noch erzählen, wie ich aufs Schiff gekommen bin. Die Fahrt nach Paris verlief ohne Abenteuer. Die Zollbeamten in Pontarlier waren die Liebenswürdigkeit selbst und fanden auch mit der langen Eisenstange nichts, mit der sie unter den Sitzen hinfuhren. Soviel ich bemerkt habe, hat der Wagen zwischen Pontarlier und Paris gar nicht gehalten. Auf der Strecke bis Paris sowohl als heute von Paris bis Cherbourg erschien mir alles wie eine Spazierfahrt durch ein gottgesegnetes Land. Die Leute, die hier so fleissig den Boden bestellen, die freundlichen, sauberen Ortschaften bewohnen, können eigentlich gar nicht anders, als friedliebend sein. Sie werden nichts Besseres wünschen, als dass sie sich ungestört dieses köstlichen Besitztums freuen dürfen, und werden aus eigenem Antrieb keinen Krieg führen. Könnten doch die Völker sich *selbst* gegenseitig kennen lernen, nicht durch die in den Hauptstädten von Leuten, die ganz andere Zwecke verfolgen, geschriebenen Zeitungen, so wären wir vor künftigen Kriegen sicher.

Zwischendeck

Ein köstlicher, frischsonniger Morgen war es, als ich durch das eben erwachende Paris fuhr, durch den östlichen Teil des Boulevard-Bogens von der Gare de Lyon über den erinnerungsreichen Bastillenplatz, die Place de la République, an der ich einst so glückliche Tage verlebt, bis zum Boulevard Poissonnière, wo die Strasse abzweigt, durch die man zur Rue de l'Echiquier mit dem Hotel du Pavillon gelangt. Mein erstes war, das definitive Billet an der Rue Scribe auf dem Lloyd-Bureau einzutauschen. Wie haben die Boulevards ihr Aussehen geändert, seit ich sie 1900 zuletzt sah! Ein Auto folgt dem andern. Auch die alten Omnibusse sind durch Benzin-getriebene ersetzt. Auf Umwegen, von der Place de la Concorde zurück bis zu den Tuilerien, dann an der Seine entlang zog es mich zu dem Gelände der internationalen Ausstellung von 1900, wo das Grand Palais noch steht und von der Ausstellung des Salon angefüllt war. Ich hätte nicht geglaubt, dass die alte Schule in Paris noch so viele Anhänger zählt. Kein frischer Luftzug, kein neuer Gedanke, keine Originalität, von revolutionärer Auflehnung gegen Althergebrachtes gar nicht zu reden. Recht enttäuscht ging ich nach mehrstündiger Müdelauferei meiner Wege. Vermutlich sind die Jungen auch irgendwo zu finden. Sie zu suchen, dazu reichte dieser eine Tag nicht mehr. So pilgerte ich, nachdem ich mich beim Duval gestärkt, die Champs Elysés hinaus und bestieg den Arc de Triomphe. Paris aus der Höhe ist ein majestätischer Anblick. Es wehte stark. Dunkle Wolken zogen über den Himmel. Nur durch eine Öffnung sandte die Sonne einen breiten Strahl, der zuerst den alles überragenden Montmartre mit seiner Herz Jesu-Kirche traf und von dort langsam über das Häusergewirr hinglitt, bis er endlich bei der Notre-Dame anlangte. Zwölf breite Alleen strahlen vom Arc de Triomphe nach allen Richtungen aus. Ich schlug die nach dem Bois de Boulogne ein. Die Anlagen mit ihrem durch künstlichen Sprühregen frisch gehaltenen Sammetrasen sind gewiss so schön wie in alten Zeiten, aber anstatt der von edlen Rossen gezogenen Karossen diese Töfftöffs, — o alte Herrlichkeit, wohin bist du entschwunden! Schon auf dem Triumphbogen hört man von allen Seiten ihr Getute, als ob man von Kuhherden umgeben wäre. Hier unten aber kam noch der Gestank hinzu, der sich sogar sichtbar als blauer Dunststreifen auf der Strasse lagerte. Was man von Damen sieht, ist auch nicht gerade zum Entzücken. Ungeschminkte habe ich, glaube ich, überhaupt nicht erblickt.

Die Engigkeit der Röcke überschreitet auch das, was man früher für zulässig gehalten hätte. Ausserdem dauern die Trägerinnen mich wegen der Stöckelschuhe, deren Absätze eine Höhe erreicht haben, die einen sicheren, hübschen Gang einfach zur Unmöglichkeit macht. Dazu noch weisse Gamaschen. Und das soll schön sein!

Eine hübsche Seinefahrt vom Trocadero aus und dem imposanten Eiffelturm, entlang an der nun so still daliegenden einstigen Rue des Nations mit ihren längst verschwundenen stolzfröhlichen Gebäuden beschloss den Tag, und ich war froh, meine müden Knochen zur Ruhe bringen zu können, nachdem ich ihnen durch den nicht enden wollenden Boulevard de Sebastopol noch eine ziemliche Zumutung gemacht hatte.

Heute morgen galt es nun, um keinen Preis den um $10^{20}$ abgehenden Sonderzug zu verfehlen. Jede Möglichkeit, das Schiff mit einem spätern Zuge zu erreichen, wäre ausgeschlossen gewesen. Zu einem kleinen Gang über den Boulevard du Montmartre reichte es aber doch, und da sah ich zu meiner Freude, dass das alte Paris noch lebt. Standen da, morgens um $^1/_2 9$, drei Musiker auf dem Trottoir, wo es etwas breiter war, ein Geiger, der eben sein Instrument stimmte, ein Gitarren- und ein Mandolinenspieler, und nun legten sie los. Der Geiger hatte einen weichen, sehnsüchtigen Ton, und die beiden andern begleiteten gut, und jetzt begann der Gitarrenspieler auch zu singen: La dernière valse de Dickson «Puisque ton cœur n'a plus d'amour, pourquoi tes yeux ont-ils des larmes» etc. Im Augenblick hatte sich eine Gruppe um die Spielenden gebildet, Arbeiter, junge Leute, kleine Midinettes, der Ausläufer eines Modegeschäfts mit seinem Turm von Schachteln auf dem Rücken. Niemand hat Zeit, denn Bummler gibt es so früh noch nicht auf der Strasse. Aber so ein paar süsse Töne im Ohr, wer brächte es fertig, vorüberzurennen, ohne sie mitzunehmen. Sie sind wie der Duft der Rose; ist's auch nur ein tiefer Atemzug, er bringt ein kurzes Glück. Und damit es länger dauert, verkauft der Mandolinenspieler den Text. Jetzt kann man's zu Hause nachlesen, das schwermütige Liedchen, und sogar singen.

Kaum fünfzig Schritte weiter steht schon wieder ein Kreis von Menschen. Am Boden hat sich ein Mann auf ein Knie niedergelassen und zeichnet mit Kohle auf den gesäuberten Asphalt mit geschickter Hand die geschwungenen Beine eines Tänzers. Zu was? Um aufmerksam zu machen auf ein kleines,

wenige Centimeter langes Rohr, durch das er jemand von den Zuschauern blicken lässt. Er nimmt eine alte Taschenuhr, legt einen Sou in das leere Gehäuse, — man sieht den Sou durch die Metallschale hindurch, ebenso eine Tabakpfeife durch ein Futteral hindurch. Gab das ein Geschäft! Von allen Seiten streckten sich Hände aus, um dieses Röntgenfernglas für 20 Cts. zu erwerben.

Beim «Matin» wurde gerade neues Druckpapier abgeladen. Zwei mächtige Wagen, etwa von der Grösse der bekannten Automobil-Kohlenwagen, jeder von einer kleinen Dampfmaschine getrieben, hielten vor dem Hause. 14 mächtige Rollen lagen auf jedem. Hinten am Wagen ist eine Metallrinne angebracht, breit und stark genug, solche Rollen aufzunehmen. Eine Rolle nach der andern wird auf sie gewälzt. Die Rinne kippt nach unten, das Papier rutscht hinunter, wird von einem zweirädrigen Stosswerkzeug aufgefangen, in den Hausgang geschoben, ein Aufenthalt von wenigen Sekunden auf einer im Boden angebrachten Wage, der Kontrolleur schreibt das Gewicht auf, und weiter rollt das Papier auf schräger Fläche in den Druckraum, wo die Rotationsmaschinen, die 100,000 Bogen per Stunde drucken, auf ihr neues Futter harren. Zisch, zisch, dampft der erste Wagen ab und der zweite kann vorfahren, und der Kutscher kann seinen «Matin», den er, die Zigarette im Mund, eifrig studiert, einstecken. Wie viele Tannenwälder hat so ein einziges Blatt für sein Zellulosepapier wohl schon verschlungen?

Auf der Gare St. Lazare hielt unser Zug. Sechs Wagen I. Klasse, ein Speisewagen, ein Gepäck- und Küchenwagen (das grosse Gepäck hatte man vorausschicken müssen) und eine Lokomotive. Jeder Wagen zu sieben Abteilungen und durchschnittlich vier bis fünf Personen, mögen es also um 200 Passagiere gewesen sein. Da gab es nichts von den rührenden Abschiedsszenen von Auswanderern, die ihre Heimat verlassen. Ich war vielleicht der einzige Nichtamerikaner. Alles United States-Leute, die von einem Besuch in Europa zurückkehrten und denen eine Fahrt übers Meer nicht viel anderes ist, als wenn wir nach Berlin oder Wien fahren. In meinem Coupé traf sich's, dass drei Begleiter von hohen Herrschaften mitfuhren, ein Chinese mit unbeweglichem Gesicht, der die dicke Aktenmappe seines Herrn zu bewachen hatte, eine magere, gouvernantenartig aussehende Negerin mit Brille und eine dicke Amerikanerin, die sich gegenseitig ihr Leid über ihre Herrschaft

klagten. Sechs Monate war die Weisse mit ihrer Herrin in Florenz gewesen und hatte nicht mehr als die Strasse zu sehen bekommen, an der sie wohnten. Die Negerin war wohl von ihren Vorfahren her an stilles Leiden gewöhnt und hatte dadurch etwas Sympathisches. Aber, dass es den Weissen Überwindung kostet, die schwarze Rasse als gleichberechtigt anzuerkennen, das begriff man, wenn man das gegen das Fenster sich abzeichnende Profil mit dem die Nasenspitze überragenden Mund und die an der Innenseite hellern Hände sah, ganz wie man es bei unsern « Vorfahren » in den zoologischen Gärten trifft.

Ist das eine schöne Fahrt durch la belle France! Wenig Kornbau, meistens Matten mit weidendem, buntscheckigem Vieh, leicht bewegtes Hügelland mit Flüssen und viel Baumwuchs aller Art, Wald- und Obstbäumen. Hie und da im Grün versteckt ein anmutiges Schlösschen mit Türmen, von Zeit zu Zeit eine Stadt mit alter Kathedrale und viele Dörfer mit kleinen, aber ansehnlich soliden, vielfach steingedeckten Häusern mit jenen charakteristischen stattlichen Kaminen, die den Giebelseiten der Häuser einen beinahe monumentalen Abschluss geben. Dazwischen ausgedehnte, ganz flache Weidestrecken, so dass man meint, jetzt komme das Meer. Aber im Gegenteil, gegen die Küste zu wachsen die Hügel wieder höher, beginnt der Baumwuchs von neuem, und nirgends bemerkt man, dass die Baumkronen durch den ständig wehenden Meerwind verkrüppelt und nach *einer* Seite gedreht sind, wie es an der deutschen Nord- und Ostseeküste der Fall ist.

Der Lloydvertreter geht durch den Zug und ruft in alle Abteilungen hinein: The steamer is expected about 6 o'clock, the tender will go at half past five. Wir halten an der Schiffbrücke, wo der Tender « Willkommen » schon bereit liegt. Im Galopp werden unsere Wagen von Gepäckträgern gestürmt, die unser Handgepäck hinüberschaffen möchten. Dann kommen vier Eisenbahnwagenladungen mit Postsäcken an die Reihe. Die schmucken, schnellen Männer in ihrer Matrosenkleidung folgen einander ununterbrochen immer von neuem wieder mit den farbig gestreiften Säcken Correos de España, Poste italiane, Postes France, auch Genève sah ich dabei. Endlich können wir abdampfen, aber nicht, bevor auch ich noch einen letzten Gruss erhalten hatte von meinen Lieben! Wie schon bei der Einfahrt des Zuges, so begleiten auch jetzt wieder eine Anzahl Buben das Schiff im Galopp, ununterbrochen schreiend: one penny!

Was nützte dem Einen sein Radschlagen! Die Sous fielen ins Wasser.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als der Verbindungssteg aufs Schiff gezogen wurde: nun ging's aufs Meer hinaus! Neben den Menschen war auch die Tierwelt ziemlich zahlreich auf unserm Schiff vertreten. Mindestens vier Schosshunde wurden von zärtlichen Damenarmen getragen, ein mit Papier umkleideter Vogelkäfig; und von zwei martialisch aussehenden älteren Damen, die einander gegenüber sassen, hielt während der Überfahrt die eine ein ausgestopftes Kamel, die andere einen als Pendant dienenden Tiger von etwa 30—40 cm Länge auf dem Schoss. Die Reede von Cherbourg mit ihren beinahe gemütlich aussehenden, hochgetürmten Festungswerken macht einen mittelalterlichen, äusserst malerischen Eindruck. Das Mauerwerk auf Inselchen und der Mole entsteigt direkt dem Wasser, und auf der Mauer der Mole gucken zehn Kanonen neugierig über den Rand aufs Meer hinaus. Mächtig alle diese Forts überragend, kam ein Riesendampfer mit vier Schornsteinen herangedampft, den wir zuerst für unser Schiff hielten, bis sich zeigte, dass es die eingangs erwähnte Olympic war. Die vor uns abgefahrenen beiden Tender legten sich links und rechts, wie kleine Kinder an einen Riesen, zu beiden Seiten des Kolosses, um ihre Passagiere abzugeben, und erst jetzt wuchs ein seit längerer Zeit am Horizont sichtbarer Dampfer immer mächtiger empor, der sich als die Kronprinzessin Cecilie erwies. Die Übersiedelung ging schnell vor sich, und froh bezog ich meine Kabine, in der ich nun sechs Tage wohnen soll, und nicht nur meinen nach Bremen gesandten Koffer, sondern auch mehrere Abschiedsgrüsse vorfand. Als ich vor der Abfahrt von Cherbourg Verschiedene mit eben erhaltenen Briefen in den Händen sah, war ich etwas melancholisch. Jetzt wurde mir's warm ums Herz.

Meine Kabine geht nach innen, hat also kein direktes Tageslicht, liegt aber sehr bequem am Rande der Galerie, die den Speisesaal in Plafondshöhe umgibt. Sie mag ein ungefähr quadratischer Raum sein, jede Seite so lang wie das Bett. Dieses steht links, so hoch, dass meine Koffer darunter Platz haben; neben dem Kopfende, gegenüber der Tür, die Waschvorrichtung mit Zubehör, Spiegel usw. Das Wasserbecken befindet sich in einem herabklappbaren Deckel, innerhalb dessen zwei Röhren münden, eine mit kaltem, eine mit warmem Wasser. Schliesst man den Deckel, so entleert sich das Waschwasser von

selber nach hinten. Sollte einem bei starkem Seegang etwas Menschliches passieren, so findet man hier Zuflucht. Das letzte Drittel der Wand an dieser Seite ist von einem Kleiderschrank eingenommen. Im rechten Winkel daran stossend, gegenüber dem Bett, ein an der Wand angebrachter Sitz, daneben einige Kleiderhaken, über dem Bett ein paar Fächer zum Ablegen der Sachen, und das Ameublement ist fertig. Ausgezeichnet ist die Ventilation. Über dem Bett und über der Türe ist die Wand unter der Decke durch ein zweihandbreites Gitter ersetzt, so dass von zwei Seiten frische Luft zuströmen kann. Die Hauptzufuhr aber kommt durch einen Luftschacht von etwa 30 cm im Geviert, der oben an der Wand gegenüber dem Bett mündet. Ist er offen, so bläst ein Wind herein, der auch den hintersten Winkel mit Ozon erfüllt. Aber auch, wenn man den jalousieartig aus Mahagonistäbchen bestehenden Schieber zumacht, findet der Wind durch die Spalten noch Zugang und singt sein Lied.

Ein wunderbares Gefühl, wenn man da in seiner dunkeln Kabine durch die Nacht fährt. Bevor man sich zur Ruhe begibt, sagt man noch dem Sternenhimmel gute Nacht. Aus der düsteren Wasserfläche steigt die Milchstrasse empor zum Zenit. Nahe diesem grüsst mich der Grosse Bär, der sonst und auch zu dieser Stunde zu Häupten unseres Berner Heims Wache hält und zeigt mir den Polarstern. Gross steht das W der Wage am nördlichen Himmel, während am südlichen der Abendstern so hell scheint, dass man sein Glitzern auf den Wellen zu sehen meint. Und nun liegst du da in deiner dunkeln Kabine. Ums Schlafen ist es einem nicht zu tun. Man hat ja den ganzen Tag gefaulenzt, ist also auch nicht müde. Jedes Geräusch ist stärker, jede Bewegung fühlbarer. In regelmässigem Rhythmus hört man durch den Luftschacht das Rauschen der von unserem Schiff durchschnittenen Wellen. Durch die geschlossene Jalousie pfeift der Wind und saust und braust und zerrt, dass man glauben kann, ein heftiger Sturm tobe draussen. Und wirklich, eine Zeitlang wird das Schwanken stärker. Nur zwei von seinen fünf Sinnen kann man brauchen. Die aber schärfen sich und horchen hinaus in die Nacht: Gehör und Gefühl. Knirps du, auf der weiten, unendlichen Meeresfläche! Und du, stolzes Schiff, angestauntes Wunder der Menschenkunst, denk an das Schicksal der Titanic! Wie ein edler Renner trägst du uns auf deinem Rücken, über Berge und durch Täler von Wasser, jede Be-

wegung machen wir mit, fühlen, wie es uns bergan hebt und nun in die Tiefe geht, rastlos vorwärts, vorwärts. Jedes Auf und Nieder begleiten die Wände mit einem Ächzen und Stöhnen der Fugen, fast wie das Knirschen einer Wiege, in der wir vom Ozean geschaukelt werden. Und durch das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wogen hindurch, eine Sinfonie von überwältigender Wucht, horch: aus dem Innern des Schiffes der Kontrapunkt, *ein* ruhiger, sich immer gleich bleibender, tiefer Ton, der dir Zuversicht gibt: das Sichdrehen der unerschütterlich arbeitenden Schraube, die mit jeder Drehung uns dem Festlande näher bringt.

Das Alleinsein auf dem Schiff, wenn es sein muss, hat auch seine Vorteile. Man ist Herr seiner Zeit, kann lesen, schreiben, bummeln, was man will, und macht seine Beobachtungen. Man kann, schon ehe man den neuen Kontinent betritt, ein Stück Amerika studieren. Ja, man merkt, dass es eine junge, unverbrauchte Rasse ist, der die Zukunft gehört. Kraftvolle, gesunde Gestalten, die auch hier, wo sie doch von business frei sind, auf dem Promenadendeck nicht spazieren bummeln, sondern im Geschwindschritt rennen. Dabei immer in eifriger, angeregter Unterhaltung, mit lauter Stimme, schallendem Gelächter. Bärte, wie sie früher zur Eigenart des uncle Sam gehörten, scheinen nicht mehr vorzukommen. Alle Herren sind glatt rasiert wie Schauspieler, haben schöne, wohlgepflegte Haut, einen energischen Mund mit starken, weissen Zähnen. Ganz der Typus, der die Welt erobert. Sie haben die Frauen, die zu ihnen passen. Auch gesund, fröhlich, kameradschaftlich, lebhaft im Umgang, in ihrem Ansehen gehoben durch die Ritterlichkeit der Männer. Kinder sind nur wenige da. Ihre Mahlzeiten nehmen sie in dem über dem Speisesaal liegenden, mit hübschen Wandfriesen geschmückten Kinderzimmer ein. Auf dem obersten Verdeck vor dem Café haben sie einen Spielplatz, wo sie Scheibenstossen, Ringwerfen u. a. treiben, und beim Versteckspielen zwischen den Rettungsbooten usw. ohne Streit, Misstimmung und Kommandiertwerden schon früh die Grundlagen zu einem fröhlichen, friedlichen Charakter legen.

Die Stewards, Oberstewards bis hinauf zum Kapitän, alle gehören dem liebenswürdig-gutmütigen, gesunden Menschenschlag an, der an der Wasserkante wächst. Jeden grüssen sie freundlich, wechseln ein paar Worte mit einem, man fühlt sich von der ersten Stunde an heimisch.

Den 27.

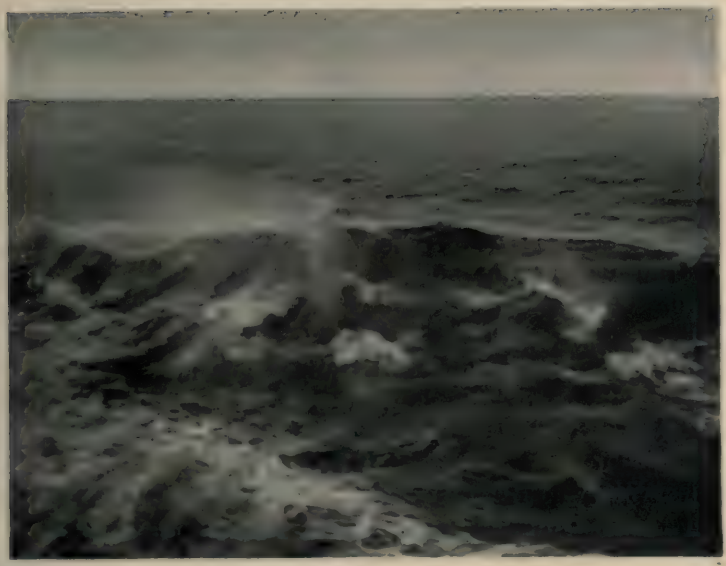
Der Wind, der gestern aus Nordwest blies und uns Sonnenschein und blaue See brachte, ist nach Südwest umgesprungen. Grau der Himmel, grau das Wasser und weisse Schaumköpfe. Wir durchfahren im Laufe des Tages mehrmals Nebelinseln, die auf dem Wasser lagern, aber nie länger als eine halbe Stunde. Der Kapitän mit zwei Offizieren steht ununterbrochen auf der Kommandobrücke. Unverwandt halten die drei Ausschau. In Abständen von je einer Minute lässt das am vordersten Riesenschornstein aufsteigende Dampfrohr seine warnende Stimme erschallen, dumpf brüllend wie ein halbes Dutzend Löwen. Man ist froh, wenn man wieder in hellere Luft hineintritt und der Horizont sich weitet. Die weissen Mähnen der Wellen werden länger, die Wogentäler tiefer, die von unzähligen kleineren Wellen bedeckten Berge höher. Unermüdlich pflügt unser Schiff das Feld. Als ob der Dampfer in der Mitte an einer Achse hinge, steigt abwechselnd bald der Bug, bald der Stern des Schiffes auf und nieder. Allemal, wenn der Vorderteil sich senkt, drückt er mit seiner Wucht eine Wasserscholle links und eine rechts auf die Seite, die aber nicht, wie beim Erdpflug, liegen bleiben. Auf der Windseite stösst die Scholle auf die herandrängende Woge. Keine will nachgeben. Aufeinander losstürmend, wachsen sie empor zu einem dunkeln, immer höher steigenden Gebirgsgrat, der Kamm bedeckt mit weissleuchtendem Firn und herabhängenden Gletscherzungen. Immer gewaltiger drängt es von unten nach, immer höher steigen die Dampfer- und die Windwogen aneinander hinan. Wie durch eine vulkanische Eruption emporgejagt, spritzt endlich der Kamm des Wogenbergzugs in wildem Gischt aufwärts, wird vom Wind gepackt, in Wasserstaub zerwirbelt, von der Sonne mit einem Regenbogen durchwirkt; die Hauptmasse aber stürzt mit einem Krachen in sich zusammen, Schaumperlen rieseln und quirlen über dem schwarzblauen bis gletscherspaltgrünen Wogenhang herab und vereinigen sich im Wellenschoss zu blendend weissen und rötlichen Schauminseln, die schon, vom schnelljagenden Schiff zurückgelassen, unseren Blicken entschwinden. Kein Wunder, wenn aus so viel Schönheit die Alten die Venus Anadyomene und Böcklin seine jauchzend fröhlichen und sehnsüchtig klagenden Wassergeister aufsteigen sah.

Den 28.

Schon in der Nacht in meiner Kabine bemerkte ich, dass der Wind wieder umgeschlagen sein musste. Kein Tönchen in meinen Jalousie-Aeolsharfen, so dass ich sie öffnete und auch jetzt noch nichts von dem gestern gepriesenen, alle Ecken durchstöbernden Luftzug merkte. Und wirklich, jetzt haben wir schon die dritte Windrichtung, Nordost. Der kann bekanntlich kräftig wehen und er erweist sich in der Tat als der stärkste seiner Brüder. Für diese schön an unsere Steuerbord-Breitseite heranrollenden Wellenberge ist nicht einmal unsere Cecilie mit ihren mehr als 200 Metern lang genug. Sie stampft nicht nur mit Bug und Heck, sie rollt und schlenkert auch in zunehmendem Masse. In dem gemütlichen, kleinen Café, vorne über dem Promenadendeck, wo es sich so schön alleine schreibt, sehe ich zum Fensterchen hinaus abwechselnd von Viertel- zu Viertelminute bald nur Himmel, bald die dunkelgraue Wasserwüste mit ihren Schaumkämmen bis etwa 15 Meter ans Schiff heran, und das ohne die geringste Rührung im Magen. Wie mir der II. Steward sagte, war es günstig, dass wir mit ruhiger See angefangen haben und uns erst einmal an das Vibrieren des Schiffes gewöhnen konnten. Durch diese Massage wird man abgehärtet. Im wachen Zustand, wo der Körper sich vermutlich instinktiv dagegen wehrt, jede Bewegung mitzumachen, merkt man das Zittern nicht so, nur das Schreiben erschwert es etwas. Wenn aber seekränklich angehauchte Leute auf dem Promenadendeck im Halbschlummer liegen, dann sieht es unheimlich aus, wie die bleichen Gesichter beständig wie vom Schüttelfrost gejagt vibrieren.

Sonntag, den 29.

Im Laufe des gestrigen Nachmittags wurde das Wetter schöner und schöner. Hell stand die Himmelsglocke auf der dunkelblauen Scheibe des Meeres. Am südlichen Horizont fuhr in derselben Richtung mit uns ein grosser Dampfer, den wir innerhalb zwei Stunden überholt und wieder aus den Augen verloren hatten. Gegen Abend wurde der Ozean glatt wie ein Landsee. Aber im Westen erwarteten uns langgezogene, graue Wolken und über uns spann der Föhn seine Streifen. Nach dem Dinner sollte getanzt werden. Der Teil des Promenadendecks, der an die II. Klasse stösst, war ebenso wie dieses mit Signalflaggen und farbigen Glühlichtern geschmückt und das 12 Mann starke Orchester spielte auf. Die Beteiligung war aber nicht stark.



Auf dem Ozean

Hui, pfiff der Wind durch den Ventilationsschacht, als ich in meine Kabine kam. Auch das Zumachen nützte nicht viel. Alles Bewegliche flatterte im Winde. Trotz dem Lärm schlief ich bald ein. Um 3 Uhr erwachte ich. So hatte es bisher noch nicht geschaukelt. Bald waren die Füsse, bald der Kopf oben. Dann nahm es einen von links nach rechts und von rechts nach links, und wenn das auf die Dauer noch nicht genügte, so schüttelte eine unsichtbare Kraft den ganzen Körper: die leer laufende Schraube, wenn sie beim Schwanken aus dem Wasser herauskam. Und dabei ganz still, kein Windespfeifen, kein Wellenrauschen. O weh, der Luftschacht ist geschlossen worden, vermutlich um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Jetzt war's mit der gerühmten Frische-Luftzufuhr nicht mehr weit her. In der schwülen Stickluft hatte man Zeit, Betrachtungen anzustellen. Merkwürdig ist, dass der Kontakt zwischen Körper und Bett beim Sinken des Schiffteiles weniger fest ist als beim Steigen. Während beim letztern man das Gefühl hat, eins zu sein mit seiner Unterlage, meint man beim Fallen, das Bett sei schneller als wir und wir sänken ins Bodenlose. An Schlafen war nicht zu denken, aber ich hielt mich standhaft. Gegen Morgen schien es etwas nachzulassen, und ich holte bis 9 Uhr einen Teil des Schlafes nach. Der Speisesaal sah bedenklich leer aus. Die Tische hatten einen erhöhten Doppelmetallring bekommen, einen in der Mitte, einen am Rand, durch Radspeichen für jeden Platz miteinander verbunden, um das Herabfallen des Ess- und Trinkgeschirrs zu verhüten. Die Fenster waren heute wohlweislich fest zugeschraubt. Von Zeit zu Zeit schlägt die Flut mit ihren Pranken gegen die Scheiben, sucht mit gurgelndem Ton und an das Fenster gedrückten Augen Einlass und sinkt mit flatternder Mähne wieder zurück. Auf dem Promenadendeck ist in der Mitte des Ganges in der ganzen Länge ein Seil gespannt, um den Spaziergängern einen Halt zu geben. Wie mir der Obersteward sagt, heisst der Teil, den wir diese Nacht passiert haben, the devil's corner, ein Stelldichein aller Winde, aber für diese Jahreszeit sei es ungewöhnlich lebhaft gewesen. Als der Kapitän nachher seinen Rundgang machte, scherzte er mit den Damen: sie hätten gestern abend ihr Tänzchen gehabt, da sei ihm doch auch eines zu gönnen gewesen. Zur Sonntagsfeier spielt die Musik um 9 Uhr: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren. Nach der Nacht werden wohl nicht alle aus vollem Herzen haben einstimmen können. Von den

zwei Amerikanern an meinem Tisch, die jährlich die Europafahrt machen, kam der eine halbkrank zum Mittagessen, der andere erschien gegen Abend als Halbleiche. Er hatte völlig kapitulieren müssen.

Jetzt nachmittags scheint es wieder lebhafter werden zu wollen. Man sieht es meiner Schrift an. Ich möchte wissen, wie viel Meter hoch und tief Bug und Heck des Schiffes tanzen. Es ist ein imposanter Anblick, wenn man am einen Ende steht und die ganze gewaltige Länge abwechselnd sich aufbäumt und in die Tiefe taucht. Erinnerten die in den ersten Tagen vom Schiffsrumpf erzeugten Wellengebirgszüge mich immer wieder an die Montblancgruppe, so muss ich heute schon den Himalaja, das Dach der Welt, zum Vergleich heranziehen. Fast in halber Schiffslänge ein wild sich aufbäumendes Gebirge, in dessen dunklem Innern es lichtgrün brodelt, das als Schaumberg mit wehenden Fahnen hervorspritzt, in sich zusammenbricht, um noch einmal im Anprall mit der nächsten Woge anzusteigen, noch höher als das erste Mal. «Kampf, Kampf, Kampf», braust der Dampfer hinaus in die Flut, «Kampf», antwortet der Ozean und führt seine Reiterscharen gegen den Eindringling, und zu beiden Seiten sinken sie zurück, um nun von der Schraube erfasst zu werden und unsere Strasse mit grün-weissen Wirbeln zu bezeichnen, soweit das Auge reicht.

Montag den 30.

Beim heutigen Besuch des Maschinenraums sah ich die Erzeuger dieser gewaltigen Kraft, zwei selbständig arbeitende Maschinen in vier durch Schotte wasserdicht voneinander trennbaren Abteilungen. Sie drehen durch die auf- und abstampfenden Kolben die Räder, welche die fast die halbe Länge des Schiffes durchlaufenden Stahlachsen der Schrauben unablässig umtreiben. 750 Tonnen Kohlen verschwinden täglich in den langen Öfen, hineingeschaufelt von etwa 70 Heizern, die in Schichten von vier Stunden Arbeit und acht Stunden Ruhe arbeiten. Dank den hinabführenden Luftrohren und den Schwungrädern der Ventilatoren ist die Hitze in dieser Tiefe nicht so gross, wie ich gefurchtet hatte. Am heissesten war es in dem Raum, wo die Kalteerzeugungsmaschinen für die Speiseerhaltung und die Maschine für Hervorbringung der Elektrizität zu Beleuchtungszwecken arbeiteten. Alle Schotte des unteren Schiffsraumes können bei Lecklaufen oder Feuersgefahr von einer Stelle aus

auf einmal geschlossen werden. Nicht weit von da, nur etwas höher, befindet sich das Postbureau, wo 3—4 Beamte, unterstützt durch Schiffsangestellte, während der ganzen Fahrt zu tun haben, die amerikanische Post zu sortieren. Am Gegenpol, auf dem höchsten Punkte des Schiffes, gerade hinter der Kommandobrücke, auf der ich heute morgen den Kapitän mit seinen Offizieren photographiert habe, steht das Marconigebäude. Zwei im Winde hin- und herfahrende Drähte, die von den beide Mastspitzen verbindenden Drähten herableiten, führen durch das Dach hinein und vermitteln uns täglich durch die Ozeanzeitung, die von zwei Setzern gesetzt und gedruckt wird, die zum Glück nicht erschütternden Ereignisse der beiden Kontinente, zwischen denen wir schwimmen. Der grösste Teil dieser in Broschürenform erscheinenden Zeitung wird übrigens schon in Bremen gedruckt und enthält nur Geschichtchen, Anekdoten und allerlei nützliche Notizen. Neu ist alle Tage ausser den Depeschen die Liste der durch drahtlose Telegraphie für uns erreichbaren Dampfer, denen wir Briefe von 30 Worten für M. 5. 50 zur Weiterbeförderung auf dem Festland übermitteln können.

Auch im untersten Teil des vorderen Schiffsrumpfes, dem Zwischendeck, war ich heute. Was ich bisher von dessen Insassen auf dem Verdeck gesehen hatte, war nur ein kleiner Teil, herumstehende Männer, spielende Kinder und der Länge nach ausgestreckte, zusammengedrängt sich gegenseitig wärmende Weiber, die sich mit ihren grauen Umschlagetüchern möglichst gegen den Wind schützen. Die meisten bleiben drunten in den nach Geschlechtern getrennten Schlafräumen und liegen oder sitzen auf ihren, zweistöckig reihenweise übereinander aufgebauten, eisernen Bettstellen. Bezeichnenderweise waren die Inschriften an den Türen, Vorhängen usw. ausser deutsch in drei Sprachen des Ostens abgefasst. Wirklich, die Vereinigten Staaten haben einen guten Verdauungsapparat, wenn sie aus diesen Elementen gute Amerikaner machen. Es sollen zwischen 600 und 700 Zwischendeckspassagiere sein. Erste Kajüte etwas über 300.

Den 1. Juli.

Der letzte Tag auf dem Meer. Um 2 Uhr sollen wir in New York sein. Ein herrlicher Morgen. Ein kräftiger Südwest bringt uns die feuchtwarmen Grüsse Amerikas. Soweit das Auge blickt, Schaumköpfe auf der dunkelblauen Fläche, die, von der Windseite her gesehen, alle auf unser Schiff zustreben

und weiss in der Morgensonne leuchten. Ich hatte nicht geglaubt, dass der Atlantische Ozean so schöne Farben habe. Düster wie die Nordsee hatte ich ihn mir vorgestellt. Statt dessen wetteifert er mit dem Mittelländischen Meer an reichem Farbenspiel der Oberfläche sowohl, als kristallklarer Durchsichtigkeit, wie man sie auf den Schweizer Seen nicht grünblauer sehen kann. Tiefblau, violett, perlmuttern, aber auch bleifarbig düster hat er sich gezeigt, mit dem darauf liegenden Nebel auch zerrissenen Gletschern ähnelnd, wo es aussah, als ob er sich ansteigend in Wolken verlöre. Und diese Einsamkeit! Höchstens 1—2 Schiffe täglich haben wir gesehen, immer nur am äussersten Horizont, oder gar nur die Rauchfahne eines jenseits der Erdrundung bleibenden Dampfers, ein einziges Mal einen dunkelfarbigen Vogel, etwas grösser als eine Taube. Der Mövenschwarm, der dicht wie Fliegen in Cherbourg dem Schiff folgte, scheint nicht übers Meer mitzukommen. Wasser, nichts als Wasser, endlos, durch das unser Schiff mit unverrückbarer Sicherheit seinem Ziel zusteuert. Fast noch stärker wirkt die Unendlichkeit in der Nacht, wo das einzig Erkennbare beim Hinausblicken der von unserem Schiff aufgewühlte Schaum ist.

In die Auswanderer kommt jetzt Leben. Sie steigen herauf aus ihren Tiefen und halten das Deck dicht besetzt. Die Frauen und Mädchen haben ihre besten Kleider angezogen, zum Teil ihre heimische Tracht, grüne Röcke, mit Rot besetzt, gelbe, rote, blaue Kopftücher. Dabei bläst der Wind nach wie vor mit solcher Kraft, dass sie allmählich doch wieder sich der Länge nach hinstrecken und warten, bis ihnen von den Stehenden gemeldet wird, dass etwas anderes als Wasser in Sicht kommt. Die Stärke des Windes wird zu einem guten Teil natürlich durch die Schnelligkeit unserer Fahrt erzeugt. Man kann sich an ihn anlehnen, ohne zu riskieren, dass man umfällt, und wenn er von hinten kommt, heisst's aufpassen, dass er einen nicht irgendwo hinjagt, wo man gar nicht hin wollte.

Die Auswanderer werden zum Zweck der Zählung aus den Tiefen heraufgeholt, auf der einen Seite des Vorderdeckes zusammengetrieben und nun einzeln nach der andern Seite hinübergelassen. Die Dampfschiffgesellschaft ist dafür verantwortlich, dass niemand vor der Kontrolle entweicht. Während wir sofort nach Ankunft an Land dürfen, müssen die Armen bis morgen an Bord bleiben und werden dann auf Ellis Island gelandet, wo die hochnotpeinliche Untersuchung stattfindet.

Das Nahen New Yorks merkt man an der Zunahme der uns begegnenden Schiffe. Das erste ist ein kleiner Dampfer, von dem sich ein Boot ablöst, um uns den Lotsen zu bringen, der uns durch das schmale Fahrwasser leiten soll. Ein amerikanisches Kriegsschiff mit Gefechtstürmen, von denen aus Luftschiffe beschossen werden sollen; der Kronprinz Wilhelm vom Lloyd, ein niederländischer Dampfer und mehrere Italiener folgen. Das erste Land, das wir erblicken, ist zur Rechten Long Island, ein langer, langer weisser Streifen, auf dem man einzelne Häuser, Häusergruppen und Schornsteine erkennt. Links rückt Staten Island heran, die vorspringende Spitze mit einem Fort befestigt. Immer deutlicher werden Einzelheiten an dem grünen Ufer erkennbar, Häuser, Bäume; davor auf dem flachen Strande ragen aus dem Wasser drei Masten eines gestrandeten Schiffes auf. Ein breit und schwer gebauter Dampfer steuert auf uns zu. Es ist der Postdampfer, der unsere Post übernehmen soll, auch etwa vorhandene für die Passagiere bringt, ebenso die amerikanischen Zollbeamten. Die Cecilie fährt von jetzt an ganz langsam. Der Postdampfer wird an ihrer Seite befestigt und durch zwei schlauchartige Rutschbahnen sausen die Postsäcke, deren teilweise Aufnahme wir in Cherbourg erlebt, in seinen Rumpf hinunter. Die Zollbeamten haben sich in unserm Speisesaal in mehreren Gruppen niedergelassen, um die Personalverhältnisse jedes Passagiers zu prüfen. Das Geschäft wickelt sich schnell ab und wir können wieder auf Deck, um die Weiterfahrt zu beobachten. Wir befinden uns in einem Gewirr von kreuz und quer fahrenden Fahrzeugen aller Art, unter denen besonders Trajektschiffe mit vier Reihen Eisenbahnwagen von je sieben Wagen auffallen, die nicht nur zur Weiterfahrt per Bahn am jenseitigen Ufer bestimmt sind, sondern, wie ich später beobachtete, auch direkt an grosse Industriebetriebe abgeliefert werden, so z. B. an einen Hochofen, wo der Inhalt der Wagen direkt mittelst mächtiger Kranen in die Hochöfen verschwand.

Links hebt bereits die Freiheitsgöttin, Frankreichs Geschenk zur Hundertjahrfeier 1876, ihre Fackel in die Luft; daneben sieht man das in den Einwanderern bange Gefühle weckende Ellis Island, jetzt aber werden alle anderen Gedanken verdrängt von *einem* Anblick: den auf der Südspitze von Manhattan aufsteigenden Riesengebäuden New Yorks. Ich hatte mir diese Häuser immer als die Verkörperung der Nüchternheit vorgestellt, als ein not-

Die Freiheitsstatue

Der erste Gruss vom Festland: der Lotse

wendiges Übel, um mangels horizontaler Ausdehnungsfähigkeit den Luftraum in vertikaler Richtung zur Schaffung von Bureaux und Wohnungen auszunutzen. Und nun erhebt sich da wie eine Fata Morgana aus dem weisslichen Hitzedunst des Untergrundes eine himmelanstrebende Gruppe von Gebäuden, die man in ihrer Gesamtheit für eine Tempelstadt halten könnte. Die höchsten schneeweiss, mit malerischen, ihre hohe Umgebung nochmals weit überflügelnden Türmen, die dem vom alten Europa Herankommenden mit Posaunenstössen zurufen: hier betrittst du eine neue Welt! Langsam gleitet unser Schiff den Hudson hinauf. Schon wird unsere Aufmerksamkeit hinübergezogen zur Linken, nach Hoboken, wo die Piers des Hapag und des Lloyd ihre im rechten Winkel zum Ufer stehenden Quais ins Wasser vorstrecken, überbaut mit mächtigen, vielstöckigen Lagerhäusern. In eins der so geschaffenen Bassins wird unser Koloss hineingeschleppt, begrüsst durch Hunderte von Menschen, die dicht gedrängt aus den grossen Öffnungen des Lagerhauses wie aus den Logen eines Theaters herausschauen und durch Taschentücher-, Hüte-, Hände- und Fahnenschwenken, durch Rufe aller Art die Aufmerksamkeit der Ankommenden zu erregen suchen, und wenn sie die Gesuchten erkennen, dann hebt erst recht ein Jauchzen und Lachen an. Man sucht sich schon durch Worte verständlich zu machen und siehe da, da strahlt auch mir aus all den Köpfen ein Gesicht hervor, das sehnlich erwartete, und eine Viertelstunde später, nachdem unser Koloss endlich am rechten Ort liegt und befestigt ist, fliegen wir einander in die Arme.

Bis in diese Riesenhalle das letzte Stück Gepäck aus dem Schiff herausgeschafft war, darüber verging begreiflicherweise mehr als eine Stunde. Auch das kleinste Stück Handgepäck hatte vorher den Anfangsbuchstaben seines Besitzers aufgeklebt erhalten und fand nun seinen Platz in der Halle da, wo in der Reihenfolge des Alphabets derselbe Buchstabe an einem Pfeiler zu lesen war. In jeder Abteilung mehrere Zollbeamte, — so ging es ziemlich schnell vorwärts. Während mein Vormann den ganzen Inhalt seines Koffers auspacken musste, war bei mir die Untersuchung eine sehr oberflächliche. An beiden Ausgängen wird aber nochmals so streng aufgepasst, dass keine Maus hinaus kann, wenn sie nicht am Schwanz die Zolletikette aufgeklebt trägt. Mit dem Lift — amerikanisch elevator — kommen wir hinunter auf den von Automobilen wimmelnden Vorhof, in einen Brodem von Hitze, Staub und Automobil-

Die Südspitze von New York

Die Piers in Hoboken

gestank, an den eine von der See kommende Nase sich schwer gewöhnt. Nur wenige Minuten von hier ist die Anlegstelle der Fähren, die Hoboken über den Hudson mit New York verbinden. Vor einem langgestreckten Gebäude hält eine vierfache Reihe von Fuhrwerken aller Art, vom Lastwagen bis zum feinsten Automobil oder Zweispänner, alle des Augenblicks harrend, wo sie durch den Durchlass des Gebäudes auf die Fähre fahren können. Die Fussgänger steigen die Treppe hinan und kommen in eine enorme Wartehalle. Von hier gelangt man ebenen Fusses auf das überdachte Hochdeck der Fähre, eines grossen Dampfers, dessen Mitte aus einem Tunnel besteht, aus dem nun beim Landen eine ganze Karawane von Fuhrwerken hervorjagt, und sofort ist der ganze Raum wieder gefüllt durch die von Hoboken kommenden Reihen. Der Dampfer fährt den Hudson eine ganze Strecke stromaufwärts, so dass das Auge neuerdings staunend über die himmelstürmenden Architekturgebilde hingleiten und man sich durchluften lassen kann von der frischen Brise. Die Landung geschieht mit amerikanischer Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Kein Auswerfen von Tauen, kein umständliches Hinüberziehen eines Stegs, — man fährt einfach in die sich trichterförmig zuspitzende Ländte hinein, links und rechts eine etwas bewegliche, aus aufrechtstehenden Balken zusammengesetzte Wand, jeder mit seinem Nachbar gliedartig verbunden, jeder bei der Anfahrt etwas nachgebend, sofort aber wieder zurückdrängend, so dass das Schiff mit sanfter Gewalt der Spitze zugetrieben wird, wo sogleich bei der Berührung mit dem Festland die Menschen oben und die Fuhrwerke unten hinüberströmen können. Jetzt erst sind wir im eigentlichen New York, kreuzen mit dem Tram den Broadway und steigen auf dem Madison Square aus, von wo es nur noch wenige Schritte bis zur 28. Street und dem Hotel Prince George sind.

Das Betreten eines amerikanischen Hotels unterscheidet sich in mehrfacher Beziehung von demjenigen eines europäischen, wenigstens der mir bekannten Zone. Auf dem alten Kontinent wird auch der zum erstenmal kommende Gast durch den Hotelbesitzer oder den Direktor freundlich willkommen geheissen, man geleitet ihn auf sein Zimmer, fragt nach seinen Wünschen usw. In der neuen Welt ist man eine Nummer. Man trägt seinen Namen ins Fremdenbuch ein, bekommt mit kühl geschäftlicher Miene sein Zimmer zugewiesen, nimmt sich einen der herumstehenden Neger, um das Gepäck hinaufzuschaffen und sorgt nun weiter für sich selber. Man gewöhnt sich übrigens schnell an

New York, The Fifth Avenue

diese rein auf das Praktische gerichtete Art und findet bald auch die guten Seiten. Die Räume zu ebener Erde imponieren meist durch ihre verschwenderische Grösse. Den Eintretenden empfängt in der Regel eine hohe, säulengetragene Halle, in der es lebhaft zugeht. Auf den zahlreichen Klubsesseln sitzen Gäste des Hotels mit Geschäftsfreunden; man hat manchmal den Eindruck, auf der Börse zu sein. Ein Schreibmaschinenfräulein, häufig mit notarieller Befugnis, sitzt an ihrer Maschine. In rasender Eile fliegen ihre Finger über die Tasten, um nach Diktat Briefe zu schreiben. Ein reich besetzter Stand mit Zeitungen vermittelt die Tagesneuigkeiten. Auch die Restaurationsräume sind von erstaunlicher Grösse (z. B. in Buffalo, Montreal, Washington), und die Bedienung, vielfach durch Farbige, ist tadellos.

Vier Elevators nebeneinander besorgen im Prince George den Auf- und Niederstieg, bedient von dunkelfarbigen Jünglingen. Eine geradezu ideale Einrichtung in den amerikanischen Hotels sind die Badezimmer. In *jedem* Zimmer befindet sich ein nur diesem Gast zugänglicher Baderaum nebst Waschgelegenheit und W. C. Beim Waschbecken und bei der Badewanne, alles natürlich in glänzendem Weiss, je ein Stück Seife in Originalverpackung

dazu etliche Frottier- und andere Handtücher und helle elektrische Beleuchtung. (In einem Hotel gab es auch Verbandstoff zum Mitnehmen, in einem andern Strohpantoffeln « with the compliments of the Iroquois Hotel ». Die Preise sind allerdings auch dementsprechend.) Was solche Gelegenheit zum Plätschern zu jeder Tag- und Nachtstunde, besonders in einer so heissen Zeit, wie ich sie traf, für eine Wohltat ist, kann man sich denken. Auch die Ventilation verdient Erwähnung. Über jeder Tür ist ein Fensterchen, so dass in der Nacht ein leichter Luftstrom über das Bett hinstreicht. Läuten gibt's nicht. Man ruft ins Telephon hinunter, was man wünscht, und im nächsten Augenblick kommt das Zimmermädchen, der Kofferbesorger oder der Nigger mit dem Eiswasser, von dem man unglaubliche Massen vertilgt. Auf die Nacht hin ist es einem eine Beruhigung, solchen kühlen Trank zur Seite zu haben. Als der Schwarze mir am ersten Abend vor dem Zubettgehen einen Krug mit Eis brachte und ich ihm eine Bemerkung machte über den Gegensatz zwischen der Kühle auf dem Meer und der Hitze in New York, fragte er: O, you come from Germany? I am going there, to Berlin. It is a fine land, is n't it? Here it is a bad country for colored people! Der Seufzer einer gequälten Seele, ein sprechendes Symptom einer der schwierigsten Zukunftsfragen der Vereinigten Staaten, die einem tagtäglich entgegentritt! Die Neger vermehren sich stark und werden dabei immer mehr zurückgedrängt. Kellner, Portiers, Barbiere, das sind fast die einzigen Berufsarten, in denen sie in den Nordstaaten Beschäftigung finden. Durch dasselbe Telephon kann man sich aber auch mit dem ganzen Netz verbinden lassen. Das in jedem Zimmer hängende Verzeichnis der Telephonabonnenten verhält sich zu dem bernischen wie ein Reclambändchen zu 2 Bänden eines Konversationslexikons. Das ist sogar noch zu wenig gesagt. Es sind 2 Bände in Quartformat, jede Seite enthält 3 Kolonnen von zirka je 110 Namen, der Band New York 863 Seiten, der Band Vorstädte 469 Seiten.

Im Frühstücks- und Speisesaal ist man angenehm überrascht von den Ventilatoren. Nicht wie bei uns Löcher in der Wand, mit geräuschvoll arbeitenden Rädern, sondern an jeder der acht Säulen auf einer Konsole, in ungefähr Kopfhöhe, auf zierlichem Gestell in Messingeinrahmung, ein mit leise singendem Ton rotierender Ventilator, der fortwährend seine Front verändert und in einem Kreisabschnitt von vielleicht 90 Grad jedem in diesem Umkreis sitzenden Gast sein Antlitz zuwendet und ihm

einen zephirhaften, leise die Locken, wenn man welche hat, aufwühlenden Gruss zusendet. So wird die Hitze erträglicher. Auch durch erfrischende, bei uns unbekannte Früchte, wie Cantaloupes (runde Melonen von der Grösse eines kleinen Kinderkopfes) und Grapefruit (von ungefähr gleicher Grösse, die wie Riesenzitronen aussehen), von denen man eine halbe bestellt und die man ganz in Eis gebettet erhält. Die Rinde bildet die natürliche Schale, aus der man das saftige, durststillende Fleisch der Frucht herauslöffelt.

Alle 2, 3 Minuten läuft ein Nigger-Jüngling durch die Halle und die Restaurationsräume mit einer Depesche auf einem Metalltellerchen und ruft den Namen des Adressaten aus.[1] Von der Strasse herein tönt das ohrenbetäubende Geräusch der Wagen und Menschen, in das wir uns nun hinausstürzen. Und doch ist der Verkehr, wenigstens in der vornehmen 5. Avenue, nicht so verwirrend, wie man es sich vielleicht vorstellt. Das Hauptgetriebe ist im eigentlichen Geschäftsviertel, südlich des Madison Square, sodann entlasten die Untergrundbahnen, die Subways, den oberirdischen Verkehr bedeutend. Da unten ist eine Welt für sich, wo es ununterbrochen rasselt und donnert von elektrischen Zügen, die ihre Kraft von der an der Seite hinlaufenden 3. Schiene beziehen, während droben in der Oberwelt der elektrische Strom vertieft in einem Spalt zwischen den beiden Schienen sich befindet und infolgedessen das Strassenbild von den ent-

[1] Als nachahmenswertes Beispiel, wie schnell und praktisch die Amerikaner zu arbeiten wissen, erwähne ich hier zwei Arten von Kohlenabladen, das eine Mal auf der Strasse, das andere Mal auf der Bahn. Im Hotel beim Frühstück sitzend, habe ich zweimal folgenden Vorgang beobachtet. Ein hoher Wagen mit Würfelkohlen hält vor dem Hause. Bedienung: ein Fuhrmann und ein Pferd. Ersterer lenkt das Pferd so, dass der Wagen mit der Rückseite dicht an das Trottoir zu stehen kommt; das Pferd mit der Deichsel wird so gedreht, dass es im rechten Winkel zum Wagen stehend, nicht über diesen hinausragt und keinen Platz von der Mittelstrasse versperrt. Der Fuhrmann öffnet einen runden Eisendeckel im Trottoir, holt eine Rinne aus Eisenblech unter dem Karren hervor, öffnet durch Heben der Rückwand ein kleines Loch am Wagen, legt an dieses die Eisenrinne und sofort beginnen die Kohlen, in den Hohlraum unter dem Trottoir zu fliessen. Nach 6—7 Minuten war das Geschäft erledigt und der Wagen wieder verschwunden.

Dasselbe Prinzip findet sich bei den Eisenbahn-Kohlenwagen, die ich zu vielen Hunderten sah. Die beiden Schmalwände stehen nicht senkrecht, sondern sind schräg nach innen zu gerichtet und setzen sich unter dem Boden noch als Auslaufrohre fort. Um sie zu entladen, lässt man sie auf Schienen laufen, die auf hohen Gerüsten münden, unter denen sich entweder Schiffe, grosse Kähne oder mit Pferden bespannte Wagen befinden, in welche die Kohlen ohne Schaufeln, Schubkarren oder dergl. von selber hinunterrinnen.

stellenden Stangen und Drähten befreit ist. Vier Geleise führen hier unten nebeneinander hin, die beiden mittleren für die nur selten haltenden Expresszüge, die beiden äusseren für die an allen Stationen haltenden Wagen. Lärm und Hitze wetteifern miteinander, den Eindruck der Unterwelt zu verstärken. Ununterbrochen wirbeln in jedem der grossen, hellbeleuchteten Wagen die langen Arme der Ventilationsflügel in die Runde. Wenn die Luft zum Ersticken heiss ist, nützt aber die grösste Schnelligkeit nichts. Draussen fliegen die den Tunnel tragenden eisernen Stützen vorbei, in gleicher und entgegengesetzter Richtung rasen die Züge auf den drei anderen Geleisen dahin. Auf den Bänken ist selten ein Platz leer. Dicht gedrängt sitzt nebeneinander das Völkergemisch der Grossstadt, je nach der Tageszeit wechselnd, morgens, zu Beginn der Bureaustunden, die Angestellten beiderlei Geschlechts, nachher, bis spät in die Nacht hinein, alle Stände, Berufsarten und Rassen durcheinandergewürfelt, der feine Herr mit seinem eleganten Söhnchen neben dem grossäugigen, verhärmten Proletarierjungen, der tadellose Reverend neben dem dicken Negerweib, der freche Schlingel neben dem ehrsamen Bürger, der mit Frau und Töchterchen ununterbrochen dem Gummikauen obliegt, eine vielverbreitete Gewohnheit, die laut den überall sich bemerklichmachenden Reklamen der Verdauung förderlich sein soll, auf den Unbeteiligten aber

New York, The Fifth Avenue

New York, The Fifth Avenue
Im Hintergrund der Turm des Metropolitan Building

abstossend wirkt. Und alle, alle studieren ihre Zeitung mit den neuesten sensationellen Illustrationen, häufig stehend, mit der einen Hand sich am Porzellangriff an der Decke haltend, in der anderen die Zeitung. Für einen Schriftsteller oder Zeichner würde sich's lohnen, stundenlang hier die stets wechselnden Bilder in sich aufzunehmen. Dabei dürfte er die auffallend zahlreichen jüdischen Physiognomien nicht vergessen. Es gibt nicht weniger als zirka 900,000 Israeliten in New York, nahezu ein Zehntel ihres Gesamtbestandes auf der Erde.

Der erste Abend nach der Seereise gehörte dem Central-Park, an dessen Seite die Plutokratie New Yorks ihre jetzt im Sommer geschlossenen Wohnungen hat. Paläste kann man nicht sagen, die meisten zeichnen sich weder durch Pracht, noch Geschmack aus, natürlich mit rühmlichen Ausnahmen. Der doch noch mitten in der Stadt liegende Park ist so gross, dass man sich ohne Mühe darin verirren kann. Täler, Hügel, anstehender Fels, allerlei Gewässer, Bäume, Büsche und Rasenflächen sind das Material, aus denen die Anlagen sich zusammensetzen. Spielende Kinder und zahllose Eichhörnchen

bilden die lebendige Staffage, während die Bänke von mehr oder weniger durch die Hitze entseelten Menschen eingenommen werden. Die Männerwelt begnügt sich vielfach mit Hemd, Hose und Schuhen, und die Weste ist auch in den besten Gesellschaftskreisen jetzt als ein mit Recht lästiges Möbel verpönt. Als wir in einem Restaurationsgarten unsere müden Geister etwas erfrischt hatten und weiter gingen, kamen wir zu einer weiten, von Wegen durchzogenen Rasenfläche, wo auf zahllosen, langen Bankreihen Tausende von Menschen sassen, die einem trefflichen Symphonie-Gratiskonzert lautlos zuhörten, am Schluss aber ihrem Dank immer lauten Ausdruck gaben. Es schien eine Art Vorfeier zum 4. Juli zu sein. Der riesige Platz war mit unzähligen elektrischen Lichtern überspannt, und an den beiden Zugängen prangten die Lichtzahlen 1776 und 1913.

Als wir am nächsten Morgen dem Metropolitan Life Building zusteuerten, fanden wir mitten im Lärm und Gewühl der geschäftigen Menge auf dem Trottoir des Madison Square eine Gruppe singender Menschen versammelt. Neben einem Plakat «This meeting is conducted under the auspices of the National Bible Institute» (von dem man übrigens auch eine schön gedruckte Bibel in seinem Hotelzimmer findet) standen etwas erhöht zwei Männer, von denen der eine von Zeit zu Zeit aus einem den Umstehenden gratis ausgeteilten Blatt «The Message» angab, was jetzt gesungen werden solle, während der andere auf einer Trompete mit schönem Ton nun die Melodie anstimmt und die Singenden, meistens junge Männer, begleitet. Dann trat ein Prediger auf, der eindringlich zum Gottesglauben im Getriebe der Grossstadt ermahnte. Inmitten des ohrenbetäubenden Lärms, zu Füssen des Riesenturmes, hatte dieses Trüpplein in Gott ihren Frieden Suchender etwas Rührendes, ein Fels in der Brandung.

The Metropolitan Life Building besteht aus zwei Teilen, wie eine Kirche mit ihrem Turm. Der niedrigere Bau enthält «nur» 11 Stockwerke, ist 164 Fuss hoch und bedeckt eine Bodenfläche von nahezu 25 acres. Die ganze Aussenseite, 345,000 Quadratfuss, ist mit weissem Tuckahoe-Marmor bekleidet, wofür zirka eine halbe Million Kubikfuss Stein verwendet wurde. Die Innenkonstruktion aller Wolkenkratzer besteht bekanntlich aus Eisen. An vielen Orten kann man das an im Bau befindlichen Gebäuden beobachten, das Aufeinandernieten der Eisenteile, das für empfindliche Ohren nicht gerade liebliche, maschinelle Bohren der Löcher,

New York, Blick vom Turm des Metropolitan Building

New York, die nächsten Wolkenkratzer
vom Turm des Metropolitan Building gesehen

das sogar aus dem Strassenlärm noch mit einem durchdringenden Ton herausschrillt, das Hinaufwinden der Marmorplatten und deren Befestigung an der Fassade. Für die ständige Tätigkeit in diesen Höhen bedarf es lauter schwindelfreier Matterhornbesteiger.

Neben diesem Gebäude erhebt sich der Turm zu einer Höhe von 700 Fuss. Er ist mit gewissen Änderungen dem Campanile auf dem Markusplatz nachgebildet, was schon genügend dafür spricht, dass die neueren New Yorker Bauten dieser Art durchaus nicht nüchtern sind, wie sich's der Europäer gerne vorstellt. Die Fassaden sind vielfach gegliedert, von ornamentalen Reliefbändern umzogen, und tragen kapitälartige Krönungen, die einen monumentalen Abschluss geben. Die Front des Turmes nach der Madison Avenue ist 75, nach der 24. Strasse 85 Fuss breit. Zu der Aussichtsgalerie, die sich in einer Höhe von 660 Fuss befindet, saust man in 50 Sekunden im Elevator, deren das ganze Gebäude 38 für Personen und 10 für Lasten (die Gesamtlänge der Schächte ist 1½ miles) enthält, hinauf. Diese Aufzüge in New York und den Vereinigten Staaten überhaupt sind staunenswert gearbeitet. Kleine Zimmer, bequem 8—10 Personen fassend, die, wie ich oft konstatiert habe, auch in der rapidesten Niederfahrt unmittelbar ohne jeden Ruck anhalten, wenn in einem der Stockwerke, die man durchfliegt, jemand an der Tür erscheint und mitgenommen werden möchte. Im Metropolitan-Turm ereignete sich das dreimal und trotzdem brauchten wir nur 70 Sekunden. Man hat immer das Gefühl des leichten Schwebens, nie des Aufstossens.

Die Aussicht von der Galerie, aus der noch der Glockenturm aufsteigt und sich plötzlich durch seine ehernen Schläge bemerkbar macht, spottet jeder Beschreibung. Bekanntlich auf einem Breitengrad mit Neapel liegend, hat New York mit der italienischen Schwesterstadt auch die Durchsichtigkeit der Luft gemeinsam. In der Stadt selber ist wenig Industrie. Wohl sieht man auf dem Hudson und dem, Manhattan und Brooklyn trennenden Meeresarm die Schlote der Ozeandampfer und vieler kleinerer Fahrzeuge rauchen, auch die einiger Gasanstalten und Fabriken in grösserer Entfernung, aber das hindert nicht, dass, soweit man nicht gegen die Sonne blicken muss, das Häusermeer mit völliger Klarheit rauch- und dunstfrei vor uns liegt. Bis in weite Ferne kann man die Strassenzüge verfolgen und darauf die rastlos dahinjagenden Automobile, Autoomnibusse und Handsomes. Dazwischen auf den breiten Trottoirs und Plätzen das Ameisengewimmel der durcheinander

krabbelnden Menschen und, lächerlich zusammengeschrumpft, der grosse Haufe der mittelgrossen Wolkenkratzer. Auch das Flat-Iron, das « Glätteisen », der vielleicht erstaunlichste Bau der Stadt, der von ganz schmaler Basis ausgehend den spitzen Winkel einnimmt, den Broadway und 5. Avenue bei ihrem Zusammentreffen miteinander bilden und, von der Schmalseite aus gesehen, wie eine riesige Waffel ohne kubischen Inhalt erscheint, auch dieses macht von unserm Standpunkt aus einen winzigen Eindruck. Nur die « Tempelgruppe » im Süden der Stadt wahrt ihre Majestät, neben dem Singer Building vor allem der Turm des 57 Stock hohen Woolworth Building, der den unsern noch um 50 Fuss überragt. Woolworth ist ein 5 und 10 Cents-Storeman, der klein angefangen und das ganze Land mit einem Netz von Magazinen überzogen hat, in denen jeder Gegenstand 5 und 10 Cents (50 Centimes) kostet. Aus dem Ertrage baut er nun diesen blendend weissen Palast, der annähernd 13½ Millionen Dollars = 67½ Millionen Franken kosten wird!

New York, The Flat-Iron

Ich werde mich wohl hüten, zu versuchen, einen Begriff von der Aussicht zu geben. Nur das Eine sei gesagt: man fühlt bewundernd die Grösse der Weltstadt. Draussen der durch die Freiheitsstatue bezeichnete Eingang des Hafens, durch den einfahrend links und rechts an den Längsseiten New Yorks und gegenüber in Hoboken und Brooklyn die völkerverbindenden Schiffe

die Scharen von Menschen und die Berge von Waren an Land setzen! Zu unseren Füssen, soweit das Auge reicht, Haus an Haus, Strasse an Strasse, entstanden aus diesem Zusammenfluss alles dessen, was die Erdteile entsenden, aufgebaut und gegliedert mit eisernem Fleiss, mit kühner Kombination, eine Zentrale, die mehr als ein Sechzehntel aller Einwohner der Vereinigten Staaten umfasst. Und mit unwiderstehlicher Kraft ergiesst sich von hier der Menschen- und Warenstrom in die unermesslichen Breiten des Kontinents, ihn bevölkernd, befruchtend und aus seinem Boden neue Werte schaffend, die zurückflutend und sich über die ganze Erde verbreitend, die Vereinigten Staaten zu einem der wichtigsten Faktoren der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Erdballs machen.

Dass diese unbändige Gesundheit zu einem nicht geringen Teil dem Fehlen eines stehenden Heeres und der dadurch erzielten Ersparnis enormer Summen, die statt dessen für nutzbringendere Sachen ausgegeben werden können, zuzuschreiben ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Warum können die europäischen Staaten nicht auch eine Monroedoktrin aufstellen und sich gegenseitig ihren Besitzstand garantieren? Nicht Dreibund gegen Dreibund mit all den anderen, kleineren Staaten darum herum, sondern ganz Europa *ein* Einbund, mit seinem von *Allen* beschickten Diplomatenkollegium im Haag, das den Frieden zu garantieren hätte! Dann brauchte man nur noch Mannschaft für die Flotte zum Schutze des Handels in fremden Erdteilen und einige 1000 Mann für die Landarmee zur allfälligen Verstärkung der Polizei. Die fänden sich leicht durch Werbebureaus, wie ich hier eins in den Anlagen vor dem Stadthause sah: zwei schmucke Leute, ganz in Weiss, vor einem Plakat mit photographischen Ansichten aus dem Militärleben und der Aufschrift «Men wanted for all the branches of the army».

Der in Deutschland häufig gehörte Einwand, dass der Militärdienst für die Kraft, Gesundheit und Disziplin der Nation unentbehrlich sei, scheint mir durch die Vereinigten Staaten widerlegt zu werden: Ein besser gebautes, muskulöseres und energischer aus den Augen blickendes Volk als die Amerikaner wird wohl nicht leicht zu finden sein. Das verdanken sie ihrem Sport. Leider habe ich wegen der Universitätsferien keinem Wettspiel auf dem Wasser oder auf dem Lande zusehen können. Aber das ca. 25,000 Zuschauer fassende Stadium in Cambridge zeugt von der Bedeutung dieses erzieherischen Faktors, und in grosser

Zahl sah ich aus Gruppenbildern von Ruder- und andern Sportklubs, was für prachtvolle Jünglingsgestalten der Sport hervorbringt. Seine Vorbilder holt sich das junge Volk von den professionellen Spielern, die es zu einer hohen, geradezu vollendeten Kunst bringen. Ich wohnte einem solchen Baseballwettspiel in Boston bei. Boston und Philadelphia standen einander gegenüber. Jeder von den 10—15,000 oder vielleicht noch mehr Zuschauern kennt jeden Mitspieler bei Namen, kennt seine Fähigkeiten, seine Siege, seine Niederlagen. Das für einen Laien nur allmählich in allen seinen Finessen verständliche Spiel besteht in der Hauptsache wohl in folgendem: In der riesigen Arena ist auf der den besten Zuschauerplätzen nahen Seite ein ziemlich grosser, quadratischer Platz, The Diamond genannt, mit weisser Farbe auf dem Boden umrandet. Auf dieser Randlinie sind vier Stationen bezeichnet, die von den Mitgliedern der einen Partei durchlaufen werden müssen. Ein Angehöriger der Gegenpartei steht in der Mitte dieses umrahmten Feldes und wirft mit blitzartiger Schnelligkeit und Schärfe einen kleinen, harten Ball gegen den zunächst bei den Zuschauern befindlichen Ausgangspunkt, wo ein zu ihm gehöriger Spieler, Gesicht und Brust mit Maske und Panzer geschützt, auf den Zehenspitzen hockend, fehlgegangene Bälle mit unfehlbarer Sicherheit auffängt. Kommt der Ball aber richtig, so trifft ihn ein neben dem Hockenden

New York, Das alte und das neue Municipal Building

stehendes Mitglied der Gegenpartei mit einem runden Knüppel und jagt den Ball möglichst weit weg. Dies ist der kritische Augenblick. Solange der Ball in der Luft oder ausserhalb des umrandeten Platzes ist, umjagen die Angehörigen der anderen Partei die Peripherie von Station zu Station, weshalb das Bestreben der Gegner darauf gerichtet ist, den Ball möglichst schnell wieder in den Diamond zu bringen. Mit atemloser Spannung verfolgen die Zuschauer das Geschoss. Mit fabelhafter Schnelligkeit rennen die zwei Nächsten der Stelle zu, wo der Ball herunterkommen muss und in der Mehrzahl der Fälle gefangen wird, um nun sofort einem der Freunde im Innenkreise zugeworfen zu werden. Dieser Moment ist der allerwichtigste. In der gleichen Achtelssekunde, wo der Ball innerhalb des Vierecks anlangt, muss der rennende Gegner wie angenagelt stehen bleiben, vielleicht nur noch einen Meter von der nächsten Station entfernt, so dass er mit den *Füssen* nicht mehr hinkäme. Da schleudert er sich mit seinem ganzen Körper der Länge nach auf den Boden und schlägt mit den Armen in hartem Anprall auf den Punkt, der den Füssen nicht mehr erreichbar war. Das Heulen, Stampfen, Kreischen, Pfeifen, Johlen, wenn solcher Streich gelingt, ist unbeschreiblich. Die ganze weisse Menschenmasse — Röcke und Westen lassen die Männer bei solcher Hitze zu Hause, daher sieht man nur eine Hügelkette von hellen Hemden, Blusen und gelben Hüten mit den dazu gehörigen geröteten Gesichtern als Umrahmung der Arena — springt auf, klatscht in die Hände, schwenkt die Hüte oder sucht sonst ihrer Begeisterung Ausdruck zu geben, die aber eben so schnell in ihr Gegenteil umschlägt, wenn z. B. der Ballwerfer erklärt, wegen Übermüdung zurücktreten zu müssen und durch ein riesiges Sprachrohr der Name seines Nachfolgers verkündet wird. Mit Zahlen, die auch auf hunderte von Metern noch leicht lesbar sind, wird nach jedem Spiel auf eine entsprechend grosse, zehnstellige Tafel das Ergebnis eingetragen. Gleichzeitig kann man an derselben Stelle auch von Viertel- zu Viertelstunde ablesen, wie die gleichzeitig in New York, Chicago, Washington usw. stattfindenden Baseballs stehen, ebenso wie die in der Stadt Zurückgebliebenen dort während des Nachmittags an etlichen Anschlagstellen über die Entwicklung des Spiels auf dem Laufenden gehalten werden.

Wie gesagt, dies sind berufsmässige Spieler, Männer bis zu 35 oder mehr Jahren, in ihrer Kunst so erfahren wie die Lands-

knechte des Mittelalters in der Kriegsführung. Jede Bewegung berechnet, jede Stellung ein Meisterstück, daher ununterbrochen von mächtigen Momentaufnahmeapparaten umlagert, deren Ergebnis man schon am nächsten Morgen vervielfältigt in den Zeitungen sieht. Es ist ein einträgliches Geschäft dieser Zweig der Athletik. Sie verdienen für die Zeit vom März bis November 6—9000 Dollars, bei ganz hervorragendem Ruf auch noch mehr.

So heilsam der Sport für die Gesundheit der amerikanischen Jugend ist, so hat er doch die Kehrseite, dass er das Denken der jungen Welt übermässig in Anspruch nimmt. Staat und Gemeinde tun aber ihr Möglichstes, auch für die geistige Ausbildung zu sorgen. Wohl in keinem Lande der Welt gibt es so viele und so gute Bibliotheken, vor allem aber auch so leicht jedermann zugängliche, wie in den Vereinigten Staaten. Nie werde ich den Anblick in der prachtvollen, weltberühmten Bostoner Bibliothek vergessen. In dem grossen Kinderlesesaal (viel grösser als der Lesesaal der Berner Stadtbibliothek) sitzen dicht gedrängt um die Tischchen meistens ärmlich aussehende Kinder. Stille herrscht in dem grossen Raum. Am Eingang und in der Mitte sitzen zwei Damen zur Erteilung von Rat und zur Herausgabe von Büchern. Alles um sich vergessend, sind die Kleinen in ihre Lektüre vertieft. Ein Junge, ohne Strümpfe und Schuhe, nur in Hemd und Höschen, ist eben mit seinem Buche fertig geworden, geht zur Wand, wo die Bücher zur freien Benützung stehen, nimmt einige prüfend zur Hand, entscheidet sich für Hänsel und Gretel (englisch natürlich) und ist im nächsten Augenblick im Märchenland. Wie viel Sonnenschein kann durch solche Einrichtung in manches freudlose Kinderdasein gebracht werden. Jeden Samstag nachmittag erzählt in diesem Saal eine Dame den Kindern Geschichten.

In New York sah ich zwei solche Bibliotheken, die städtische Public Library und die der Columbia-Universität. Beide sind neu und machen schon äusserlich in ihrem klassisch griechischen Stil mit mächtiger Säulenreihe einen imposanten Eindruck. Die Stadtbibliothek ist erst im Mai 1911 eröffnet worden. Die Front ist 390 Fuss lang, die Tiefe des Gebäudes beträgt 270 Fuss mit zwei Innenhöfen von je 80 Quadratfuss. Baukosten zirka neun Millionen Dollars. Den Eintretenden, ob hoch oder gering, heisst in der marmorglänzenden Halle die Inschrift willkommen: The City of New York has erected this building to be maintained for ever as a free library for the use of the people. Und, an der

anderen Seite des Treppenaufganges: On the diffusion of education among the people rest the preservation and perpetuation of our free institutions. Dass in einem der obern Stockwerke ein Buchhändler mit besonderer Freude folgende Inschrift las. bedarf nicht der Versicherung: A good book is the precious lifeblood of a masterspirit embalmed and treasured up on purpose to a life beyond life. Ein Schauer der Ehrfurcht — offen gestanden etwas vermischt mit Eifersucht oder Neid — überlief mich beim Betreten des Lesesaales oder, wenn man will, der zwei Lesesäle; denn durch die in die Mitte gestellte Ausgabe- und Auskunftsstelle, wo übrigens, wie ich betonen möchte, ebenso wie in den anderen von mir besuchten Bibliotheken, in überwiegender Zahl Damen tätig waren, wird der Raum in zwei selbständige Säle geteilt. In jedem derselben stehen 24 Tische à 16 Sitzplätze, in beiden zusammen können also 768 Personen sitzen und tun es auch tatsächlich abends, wie mir gesagt wurde. Mit den übrigen kleinern Leseräumen zusammen bietet der Bau 1760 Sitzplätze. Die eigentliche, dem Publikum nicht zugängliche Bibliothek kann auf den 334,530 Fuss (= 63,3 miles) langen Regalen ungefähr $2^1/_2$ Millionen Bände unterbringen. Dazu kommen in den Lesezimmern 70,000 Fuss Regale mit Platz für 500,000 Bände. Dass diese Schätze ausgiebig benutzt werden können, dafür sorgt das lange Offensein: von 9 Uhr morgens bis 10 Uhr abends, Sonntags von 1 bis 10 Uhr. Das Kinderlesezimmer ist von 9 bis 6 Uhr Kindern jeden Alters ohne Begleitung Erwachsener zugänglich.

Die zwei Hauptlesesäle haben Oberlicht. Drei Wände (die vierte Seite wird von der Ausgabestelle eingenommen) stehen daher für Regale zur Verfügung, auf denen zirka 25,000 Bände von Sammelwerken, Enzyklopädien usw. in allen Sprachen zum Nachschlagen stehen. Man kann die Bücher ohne jede Formalität an seinen Platz oder an das am Ende eines jeden Tisches stehende Pult nehmen. Für die Benutzung der Hauptbibliothek aber stehen die Zettelkataloge zur Verfügung, die nach Autoren und Materien geordnet, sich in zahllosen Schubkästen befinden. Hier kann sich jeder selbst die von ihm gesuchte Literatur zusammenstellen, schreibt die Titel auf die vorgedruckten Formulare und gibt diese an der Ausgabestelle ab, wo man dafür eine Nummer zugeteilt bekommt. Der oder die Zettel fliegen nun in einer Kapsel mittelst pneumatischen Drucks durch Röhren in die Bibliothek und nach durchschnittlich zehn Minuten (in Boston sogar in sieben Minuten) ist das Gewünschte da. Hat der Be-

New York, The Public Library

New York, Bibliothek der Columbia Universität

steller seine Tischnummer angegeben, so werden ihm die Bücher dorthin gebracht. Ist das nicht der Fall, so erscheint im Moment, wo das Buch an der Ausgabestelle anlangt, die Nummer des Lesers elektrisch rot glühend auf einer dunkelblauen Tafel, als Zeichen, dass er sich sein Buch holen kann.

Ich weiss nicht, ob die innere Einrichtung der Bibliothek die gleiche ist wie in Boston, aber ich vermute es. In *Boston* verkehren zwischen der Annahmestelle der Zettel und zwei weiteren Stationen, wo in der einen sofort festgestellt wird, ob das Buch gerade ausgeliehen ist, und einer anderen, die die Zettel durch eine der sechs hier mündenden Röhren in die betreffende Bibliothekabteilung befördert, ununterbrochen an etwa zwei Meter über dem Boden hinlaufenden Stangen metallene Klammern, steigen zu der ersten Dame nieder, gehen wieder in die Höhe, steigen zur zweiten Dame herunter, lassen sich die für sie bestimmten Zettel abnehmen und kehren zu der Annahmestelle zurück, um neue Ladung zu holen. Dort, wo die sechs Röhren münden, ist gleichzeitig der Bahnhof für die bestellten Bücher. Durch sämtliche sechs Stockwerke der Bibliothek ziehen sich Schienenstränge, auf denen kleine Wagen von vielleicht 20 cm Breite und 40 cm Länge laufen. Ein Druck, und der Wagen setzt sich von selbst in Bewegung. Wo ihm ein anderer begegnet, gehen die Geleise übereinander weg. Er rollt weiter bis zu dem Schacht, der die Stockwerke miteinander verbindet, versinkt bis zu dem ihm vorgeschriebenen Stockwerk, läuft zu der Station und wartet hier, bis man ihm sein Buch abgenommen oder aufgeladen hat. Ein Druck, und mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit der er gekommen ist, tritt er den Rückweg an und liefert oben im Güterbahnhof dem Fräulein seine Fracht ab.

Von den übrigen Räumen in der New Yorker Bibliothek erwähne ich nur noch den Current Periodicals Reading Room, wo über 7000 Zeitschriften und Periodika (*nicht* Zeitungen) stehen und aufliegen, und die erfreuliche Tatsache, dass man auch der Blinden gedacht hat. Eine grosse Blindenbibliothek mit Leseraum steht ihnen an Wochentagen von 9 bis 5 Uhr zur Verfügung.

Etwa 70 Strassen weiter nördlich bedeckt die Columbia-Universität einen grossen Komplex. Von einer ganzen Anzahl von Gebäuden umgeben, thront in der Mitte die ebenfalls in antik-klassischem Stil erbaute Bibliothek. Den Nahenden grüsst auf einem Absatz der Freitreppe eine sitzende, vergoldete Alma

mater. Die von Süd nach Nord ansteigende Manhattan-Halbinsel, auf der New York liegt, erreicht hier wohl ihren Höhepunkt. In der völlig klaren Luft kann man den Lauf der von der Südspitze heraufführenden Strasse in weite Ferne, bis zu den dort aufsteigenden Riesengebilden verfolgen, und da die Höhe auch nach Ost und West abfällt, so schweift das Auge frei über den Hudson und über den Meeresarm ins Land hinaus. Mitten in der Weltstadt fühlt man sich doch ihrem Lärm und ihrer Unrast entrückt, und unwillkürlich musste ich auf diesem hochragenden Sitze der Wissenschaft und Kunst (auch die Architektur bildet einen Zweig der Columbia-Universität) der Siebenhügelstadt gedenken, wo ich, am Monte Pincio wohnend, am ersten Morgen am Hause gegenüber in Goldlettern las: purior hic aër, latior prospectus in urbem. War es dort das Kolosseum und die Peterskuppel, was einem das Herz schwellen machte, so konnte man hier sich ebensowenig dem gewaltigen Eindruck entziehen, den moderne Schöpferkraft auf den Beschauer macht.

Wenige Schritte östlich von der Columbia-Universität steht das ihr angegliederte «Deutsche Haus», hervorgegangen aus einer Stiftung von Edward D. Adams, Präsident der Germanistic Society of America, an die Universität. Das im September 1911 eröffnete Haus steht unter der Leitung des Professors R. Tombo. Es soll eine Sammelstelle deutscher Literatur sein und zur Auskunfterteilung über Literatur, Wissenschaft und Universitäten des gesamten deutschen Sprachgebietes, einschliesslich Österreichs und der Schweiz, dienen. Anheimelnde, mit vielen Bildern geschmückte Räume — auch Porträts von J. C. Heer und Ernst Zahn mit eigenhändigen Widmungen hingen an der Wand — laden zum Verweilen und zum Studium der Bibliothek ein, die aber nur die neuere Literatur bis etwa zum Jahr 1870 zurück umfasst, da man sein Ziel nicht in der Schaffung von Dubletten, sondern in der Ergänzung anderer, älterer Sammlungen erblickt. Im obersten Stock wohnt jeweilen der «Kaiser Wilhelm»-Austauschprofessor.

Westlich von der Universität, auf einer Anhöhe oberhalb des Hudson, erhebt sich das monumental gehaltene Mausoleum, das die Gebeine des Generals und nachherigen Präsidenten Ulysses Grant birgt.

Mit Benutzung des Subway, der Untergrundbahn, ist man auch von den entlegensten Stadtteilen — der Broadway ist 30 Kilometer lang! — verhältnismässig schnell wieder im Zentrum

der Stadt, deren breite, für einen Riesenverkehr berechnete Strassen zu durchwandern für einen Kleinstädter ein Vergnügen besonderer Art ist. Wenn man das Vorurteil mitbringt, dass der Erwerbssinn des Amerikaners eine möglichst lange Ausnützung der Arbeitskraft der Angestellten bedinge, so ist man angenehm überrascht, in vielen Schaufenstern kleine Plakate zu sehen: «Geschäftsschluss um 5 Uhr nachmittags, Samstags um 1 Uhr», in andern auch schon mittags. Sonntags ist natürlich alles geschlossen, auch die Post, nur abholen kann man seine Briefe, wenn man ein Fach hat. Auch in Boston sah ich verschiedentlich angeschrieben: «Während der Monate Juli und August schliessen wir Samstags gänzlich, an den übrigen Tagen um 5 Uhr nachmittags.» Und in Cambridge (Massachusetts): «Folgende Ladengeschäfte schliessen vom 4. Juli an am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag um 5 Uhr, am Mittwoch um 12 Uhr, am Samstag um 7 Uhr.» (Folgen die Namen.) Wie weit sind wir noch in Bern zurück, wenn die um die Besserung des Loses der Angestellten so verdiente Käuferliga es schon als einen Fortschritt betrachten muss, wenn sie Ladeninhaber veranlassen kann, ein Plakat hinauszuhängen: «Ladenschluss 7 ½ Uhr»! Bei uns in der Schweiz liegen die Verhältnisse so, dass man wenigstens in offenen Ladengeschäften so viele Freiheiten nicht gewähren kann. Wohl aber sollten uns solche Vorbilder dazu aufmuntern, ausser den Ferien während der heissen Jahreszeit mindestens abwechslungsweise Freistunden zum Baden und sonstiger Erholung zu gewähren.

Im Zusammenhang mit dieser einen Seite der Angestelltenfürsorge will ich noch von dem Bostoner Wertheim, The new Filene Store, erzählen. Es ist dies ein aus kleineren Verhältnissen hervorgegangenes, kürzlich neu erbautes Warenhaus, ein prachtvoller, säulengetragener Bau von acht Stockwerken in Granit, Terrakotta und Stahl, mit einer Front von 223 Fuss und einer Tiefe von 150 Fuss, für Männer-, Frauen- und Kinderkonfektion. Ich widerstehe der Versuchung, vom Geschäft selber zu sprechen. Nur beiläufig sei erwähnt, dass dreizehn Aufzüge, die einen für direkten Verkehr zwischen dem obersten und untersten Stock, die andern zum Anhalten in jedem Stockwerk, zur Verfügung des Publikums stehen, jeder Aufzug mit einer Tragkraft von zwanzig Personen. Auf dem Dach befindet sich eine Station für drahtlose Telegraphie zur kostenlosen Besichtigung und zur Benutzung gegen die übliche Taxe. Von diesem Dach herunter

wird gereinigte Luft durch Ventilatoren in alle Räume des Baues geleitet und dadurch von 6 zu 6 Minuten eine völlige Erneuerung der Luft herbeigeführt, was natürlich auch dem Heer der Angestellten zugute kommt. Keiner von diesen erhält weniger als 8 Dollars wöchentlich. Für sie ist ein Drittel des achten Stockwerkes reserviert. In einem eigenen Restaurant können sie dort ihre Mahlzeiten zu den Selbstkosten des Geschäftes einnehmen, z. B. ein Mittagessen für 18 – 20 Cents (90 Cts. bis 1 Fr.). Daneben befindet sich ein Rauchzimmer für die männlichen, ein Gesellschafts- oder Erholungszimmer für die weiblichen Angestellten, in welch letzteren die jungen Mädchen in Schaukelstühlen mit Zeitschriften in der Hand oder plaudernd sassen, so fröhlich und sorglos, als ob sie einen Ferienaufenthalt machten. Eine Bibliothek gibt ihnen Gelegenheit zur geistigen, etliche Baderäume zur körperlichen Erfrischung. Auch für ärztliche Pflege ist gesorgt. Ein in lauter Einzelkabinette eingeteilter Saal steht akut oder chronisch erkrankten Angestellten zu Diensten. Die Verpflegung durch eine ständig anwesende Krankenschwester, die Konsultation eines mehrmals wöchentlich kommenden oder telephonisch sofort zu rufenden Arztes, sowie die Arzneien sind für die Angestellten unentgeltlich, ebenso für Kunden, denen in dem Kaufhause etwas zustösst.

Gustav Freytag sagt bekanntlich, um ein Volk kennen zu lernen, muss man es bei der Arbeit aufsuchen. Aber auch, wie es sich vergnügt, scheint mir zur Charakterzeichnung zu gehören. Ein Zwischending zwischen Spiel und Arbeit ist der Sport, von dem ich oben schon sprach. Was ich in New York von der Art, wie man dem Bedürfnis nach Erholung zu genügen sucht, eines Nachmittags zu sehen bekam, war nicht dazu angetan, zu imponieren. Leiden wir in der Schweiz vielleicht an zu viel Gesangvereinen — im kleinsten Dorf gibt es bekanntlich mindestens drei: einen Männer-, einen Frauen- und einen Gemischten Chor — so leidet Amerika am Gegenteil. Man kennt diese Einrichtung fast nur bei den Eingewanderten, was sich schon daraus erklärt, dass in den meisten öffentlichen Schulen kein Gesangunterricht erteilt wird. Wie viel edle Geselligkeit, wie viel Erhebung des Geistes dadurch dem Volke entzogen wird, liegt auf der Hand. Der Erholungsort, wo ich den Leser hinführen will, ist ein Badeort, Coney Island, an der Südseite von Long Island gelegen, mit dem Dampfschiff in einer guten Stunde erreichbar. Als wir uns der Landungsstelle näherten, sahen wir, dass der lang-

gestreckte Strand von Badenden beiderlei Geschlechts und jeden Alters wimmelte, die Erwachsenen fast ganz, und zwar schwarz, bekleidet, also höchst anständig. Etliche Tausende waren es, die da an dem flachen Ufer im Wellenschlag des offenen Meeres Erholung von der Hitze der Grossstadt suchten, ein gewiss sehr begreifliches Bestreben. Weniger begreiflich aber war das dem Bade folgende Vergnügen. Eine ganze Stadt von Jahrmarkt-Veranstaltungen zieht sich hinter dem Badestrande zu beiden Seiten der endlosen Strasse hin. Eine Bude die andere durch Trommeln, Pfeifen, Schreien, überhaupt jede Art von ohrenbetäubendem Lärm überbietend, um die Vorüberflutenden, vielfach mit ihrem Badezeug in einem Köfferchen in der Hand, zum Eintreten zu veranlassen. Vom Riesenetablissement mit Gebirgsbahnen und 39 anderen Belustigungen bis herab zu der Bude, wo man mit harten Bällen nach einem unglücklichen Neger wirft, der sein Gesicht in einem umrahmten Loch zeigt und Grimassen schneidet, mit entsprechenden Reden begleitet, wenn er nicht getroffen wird, kann man Freuden auskosten, für deren tiefes Niveau man einzig darin eine Erklärung findet, dass das Grossstadtleben die Nerven so erschlaffen muss, dass sie nur durch solche Paukenschläge aufgerüttelt werden.

Auf der Rückreise hoffe ich, von einem längeren Aufenthalt und anderen Eindrücken in New York berichten zu können.

Von New York nach Boston fährt man per Bahn in 5 – 6, per Schiff in 15 Stunden. Da schon am Morgen kein einziger Platz mehr in den Pulmann-Cars zu haben war, nahmen wir das Schiff, was auch nur dadurch möglich war, dass das Cook-Bureau zwei Billette zurückerhalten hatte. So überfüllt waren alle Transportfahrzeuge wegen des morgigen 4. Juli, des Nationalfeiertages. Diese Dampfschiffahrt gibt eine gute Gelegenheit, die Lage New Yorks von allen Seiten kennen zu lernen. Man fährt von der Westseite der Südspitze Manhattans ab, umkreist diese, aus der der weissleuchtende Wunderbau des 750 Fuss hohen Woolworthbuildings mit seinen 57 Stockwerken seine Umgebung überragt, wie die Firnkuppe eines Alpengipfels die dunkeln Vorberge, und steuert nun in nordöstlicher Richtung auf dem East River unter vier Kettenbrücken hindurch zwischen New York und Brooklyn hin. Zur Rechten passieren wir den Kriegshafen, zur Linken haben wir die östlichen Quartiere New Yorks, das Arbeiterviertel, mit viel Armut, Elend und dem traurigen Gefolge, wie es der Zusammenfluss von Tausenden und Tausenden losgelöster Existen-

zen jeder Nationalität mit sich bringt. Auf der langgestreckten Blackwells-Insel endet manches, drüben auf der andern Seite des Wassers lustig begonnene Leben: zahlreiche Gebäude stehen da, vom Wasser umgeben, von der übrigen Menschheit abgeschnitten, Spital, Strafanstalt, Irrenanstalt, Arbeitshaus, Armenasyl, und man wäre versucht, die nördlich sich anschliessende Wasserenge « Höllentor » (Hell Gate) auf die unglücklichen, hier gelandeten Insassen der Insel zu beziehen, wenn nicht die aus den Fluten aufragenden Felsköpfe vermuten liessen, dass damit eher die Gefährlichkeit des Fahrwassers gemeint ist.

Man atmet auf, wenn man der Enge der häuserbedeckten Ufer entrinnt und der Long Island-Sund sich weitet. Mehr und mehr treten die Ufer zurück. An Stelle der Häuser erblickt man Waldungen, Dörfer und Landhäuser. Auch diese verschwinden in immer weitere Ferne. Mit zunehmender Dunkelheit tauchen die Leuchttürme auf. Klingelbojen, verankerte Wegweiser, die bei jedem Wellenschaukeln läuten und bei Nacht ein Lichtlein zeigen, bezeichnen die Fahrstrasse. Längst ist die Sonne rotglühend über dem Festland verschwunden, und das Sternenheer über dem dunkeln, rauschenden Wasser lenkt die Blicke nach oben. Man sucht einen geschützten Platz auf dem Deck, wo man möglichst lange Nacht und Meer geniessen kann. Dann sucht einer nach dem andern seine Kabine auf, mit Ausnahme von den etwa 40 Personen, die auf Stühlen oder am Boden übernachten müssen.

Nur eine kurze Zeit geht der Kurs ganz durchs offene Meer. Als wir den Federn entstiegen, lag Boston schon in nächster Nähe vor uns, und bald brachte uns ein Automobil durch seine Strassen nach dem auf der anderen Seite des Charles River, der sich hier, von mehreren Brücken überspannt, zu einem grossen Bassin erweitert, gelegenen Cambridge. Während meines achttägigen Aufenthaltes hier bin ich nur besuchsweise nach Boston gekommen, um die Bibliothek und andere Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Ich muss mich daher darauf beschränken, von dieser Stadt, die als die feinstgebildete der Vereinigten Staaten gilt, ausser dem schon früher Erzählten nur einige ganz allgemeine Eindrücke wiederzugeben. Das Einst und Jetzt wird wohl am besten charakterisiert durch das bescheidene ehemalige State House in der Nähe des Hafens und durch das stolze, die ganze Stadt beherrschende jetzige State House mit vergoldeter Kuppel auf der Höhe des Beacon Hill, von dem sich die Beacon Street,

die Strasse der Vornehmen, hinunterzieht, mit dem Blick auf die ausgedehnten baumreichen Anlagen des Boston Common (auch Cambridge hat seinen Common, unsere schweizerische «Allmend»). Ein monumentales Basrelief von Augustus St. Gaudens oben am Rande des Beacon Hill gegen den Stadtpark zu erinnert an die Zeit des Bürgerkrieges und seine tiefgehende Spaltung der Bürger: Oberst Shaw, ein junger Bostoner Patrizier, zieht an der Spitze eines Negerregiments, des ersten farbigen Regiments, in den Kampf. Bei seinen vornehmen Genossen fiel er wegen dieser Parteinahme sehr in Ungnade. Er starb den Heldentod.

Die Altstadt ist eng und von einem solchen Menschengewimmel erfüllt, dass ein Mehr kaum noch möglich ist. Auch der oben erwähnte Filene Store befindet sich dort. In den neueren Stadtteilen dagegen, zum Teil durch Abbruch freigelegt, zum Teil auf ausgedehntem, durch Auffüllung gewonnenem Terrain, wo grosse Flächen als öffentliche Anlagen reserviert bleiben, sind die Strassen so breit angelegt, dass auch der stärkste Wagen-, Tram- und Menschenverkehr sich ungehindert entfalten kann. Dort steht die Öffentliche Bibliothek, von deren Einrichtungen ich oben sprach, mit ihrem prachtvollen Treppenaufgang, ihren geräumigen Lichthöfen, ihren Wandgemälden von Puvis de Chavannes und John Sargent; dort stehen, noch weiter draussen, der neue klassische Bau des Museum of Fine Arts (neben einigen älteren und neueren Gemälden hervorragend durch seine japanische Sammlung, die die beste der Welt sein soll), die klassischen und modernen Baustil in geschickter Weise vereinigende Medical School der Cambridger Harvard-Universität (fünf Marmorgebäude, gestiftet von einigen ehemaligen Harvard-Men), daneben der Fenway Court, eine zurzeit leider nicht zugängliche Privatsammlung wertvoller Gemälde alter europäischer Meister, in aller Welt zusammengekauft von einer reichen Kunstliebhaberin, Mrs. Gardner; nicht weit davon ein stattlicher Bau, das Simmons College, in dem junge Mädchen alles lernen können, was sie im Hause brauchen und was sie im Kampf mit dem Leben auf eigene Füsse stellt. Hier endlich schliesst sich das vornehmste Villenquartier Bostons an, Brookline, Chestnut Hill, und andere Vororte, mit ihren unter Bäumen in sanft gewelltem Terrain versteckten Landhäusern.

Die am Nordufer des Charles River liegende Stadt Cambridge würde trotz ihrer 100,000 Einwohner wohl wenig bekannt sein, wenn nicht die Harvard University, die älteste, 1636 ge-

gründete, amerikanische Universität, in ihrem Gebiet läge. Harvard zählt 618 Professoren und Dozenten, 121 Verwaltungsbeamte und (im Wintersemester 1909/10) 4046 Studenten, ungerechnet die Studenten der Sommerschule (1410) und die Studentinnen des Radcliffe College (470 Hörerinnen). Die Studenten, hauptsächlich der ersten Semester, wohnen in 16 Dormitories, von denen sieben den College Yard umrahmen. Die älteren dieser Gebäude sind sehr einfach in ihrem Inneren, was das Entstehen verschiedener, hübsch eingerichteter Privatunternehmungen zur Unterbringung der Studenten verursacht hat. Der neue Präsident, Mr. A. Lawrence Lowell, lässt nun aber neue, modernen Ansprüchen genügende Gebäude aufführen, um alle Studenten ohne Ausnahme dem engeren Verbande der Universität zu erhalten. In zwei Dining Halls ist Gelegenheit zu gemeinsamem Essen gegeben, auf genossenschaftlicher Grundlage, zu den Selbstkosten. Der Hauptraum ist die Memorial Hall mit 1320 Sitzplätzen. Es ist ein kirchenartiges, aus drei Teilen bestehendes Gebäude: die Mitte eine Halle zur Erinnerung an die im Bürgerkriege gefallenen Studenten, an den Wänden Tafeln, die deren Namen tragen, auf der einen Seite ein Auditorium mit Bühne und im Halbkreis angebrachten Sitzreihen für Vorträge, Aufführungen und festliche Veranstaltungen, auf der andern Seite die erwähnte, kirchenschiffartige, gotische Halle mit gemalten Fenstern.

Zahlreich gruppieren sich um diese Gebäude, meist im Schatten von Ulmen, die übrigen Universitätsbauten, im ganzen mehr als 40. Die Bibliothek, die viertgrösste der Union, ist kürzlich abgebrochen worden, um einem Neubau Platz zu machen, der von einer Dame, deren Sohn mit der Titanic den Tod in den Wellen fand, zu dessen Andenken der Hochschule geschenkt wird. Die Bücher sind provisorisch in anderen Gebäuden untergebracht worden, ohne dass ihre Benutzung auch nur eine Stunde unterbrochen gewesen wäre. Von besonderer Bedeutung ist die von der allgemeinen Bibliothek unabhängige juristische Büchersammlung, die eine der vollständigsten der Welt sein soll. Einige von mir angestellte Stichproben schienen mir das mit bezug auf schweizerische Literatur zu bestätigen. Wie mir einer der Professoren erzählte, sind sie in der glücklichen Lage, ihre Anschaffungen nicht durch die relative Wichtigkeit des betreffenden Buches, sondern nur durch das Ziel absoluter Vollständigkeit bestimmen zu lassen. Auch einschlägige Bilder werden

gesammelt. In den sieben Hörsälen der Law School, deren grösster 350 Sitzplätze hat, alle amphitheatralisch gebaut, sind die Wände voll von allen erreichbaren Bildnissen englischer und amerikanischer Juristen. Köstlich ist eine Sammlung von Karikaturen englischer Juristen, wahre Meisterstücke des Humors und feiner Charakteristik, die meisten von dem Zeichner Spy. Die Zahl der Rechtsstudenten beträgt durchschnittlich 700. Der Überschuss der Kollegiengelder erlaubte den Bau eines neuen Bibliothekgebäudes, eines imposanten Quaderbaues.

Vorläufig sehr viel bescheidener in seinem Äussern präsentiert sich das Germanische Museum, die ehemalige Turnhalle, ein Oktogon aus roten Ziegelsteinen. Aber im nächsten Jahre wird mit einem charaktervollen Neubau nach den Plänen des Münchner Architekten Bestelmeyer, Professors an der Kunstakademie in Dresden, begonnen werden. Nach dem in grossem Massstab ausgeführten Modell verspricht es, ein der deutschen Kunst würdiges Denkmal zu werden. Drei Haupträume, romanisch, gotisch und Renaissance, deren Stilart natürlich auch in der Aussenarchitektur entsprechend zutage tritt, vereinigen sich, von einem Turm überragt, zu einem harmonischen Ganzen. Ein klosterhofartiger offener Raum, an dessen Eingang die Bremer Rolandstatue Wache hält, schliesst sich an. In diesen Bau werden sich die Abgüsse mittelalterlicher Kirchenkunst, die Freiberger goldene Pforte, der Naumburger Lettner, die Wechselburger Kanzel u. a. m. als architektonische Bestandteile einfügen, die Hildesheimer Bernwardsäule, das Nürnberger Sebaldusgrab ihre stimmungsvolle Umgebung erhalten, und auch der Schlütersche Grosse Kurfürst wird noch machtvoller dahergeritten kommen, als es in der jetzigen engen Umgebung der Fall ist. Auch die vom schweizerischen Bundesrat gestiftete Schaffhauser Brunnenfigur kann dann auf einem wirklich laufenden Brunnen ganz anders wirken, ebenso wie die von Dr. Angst in Regensberg geschenkte Nachbildung einer kunstvollen Grabplatte aus der Kirche seines Heimatortes besser zur Geltung kommen wird.

Dass die Pflege des Körpers neben der des Geistes nicht vernachlässigt wird, ist an einer amerikanischen Universität selbstverständlich. Die Bootwettfahrten zwischen den Studenten von Harvard und Yale sind Ereignisse, die wochenlang die Menschheit in Atem halten. Die zwei Boothäuser sind für die Benutzung von 750 bezw. 500 Studenten eingerichtet; 28 acht-

rudrige und 60 vier-, zwei- und einrudrige Boote stehen zur Verfügung. An die Idealzeit der Antike gemahnt das Stadium mit 25,000 Sitzplätzen, von denen aus klopfenden Herzens Jung und Alt den Wettspielen der Jugend zuschaut, wo aber auch Dramen, wie z. B. vor einigen Jahren Aeschylos' Agamemnon in griechischer Sprache — auch Klytemnestra und Kassandra vorzüglich von Studenten gegeben — sowie die « Jungfrau von Orleans » in englischer Sprache durch Hunderte von Mitwirkenden zu hinreissender Darstellung gebracht werden.

Das sogen. University Museum der Harvard Universität, ein gewaltiger Backsteinbau, der sich mit zwei sich rechtwinkelig an das Hauptgebäude anlehnenden Flügeln gegenüber der Divinity School erhebt, ist eine Schöpfung unseres grossen Landsmannes Louis Agassiz und seines Sohnes. Der Vater, Louis, ist der geistige Urheber. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fasste er den Gedanken eines umfassenden naturhistorischen Museums, in dem die Hauptphasen der Entwicklung der Erde in ihren geologischen, zoologischen und botanischen Erscheinungen systematisch vorgeführt werden sollten. Noch existiert das bescheidene Bretterhäuschen, in dem er seine erste Sammlung installierte; zu seinen Lebzeiten aber ist nur ein geringer Teil dieses grossen Planes zur Ausführung gekommen. Seinem Sohne Alexander, dem bekannten Tiefseeforscher, standen als einem der Hauptbesitzer der gewinnreichen Calumet- und Hecla-Kupferbergwerke Millionen zur Durchführung wissenschaftlicher Unternehmungen zur Verfügung; und er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Museumsgedanken des Vaters im weitesten Umfang zu verwirklichen. Ihm ist es zu verdanken, dass der gegenwärtige Kolossalbau nicht nur eine stattliche Anzahl von selbständigen Museen enthält, in denen die einzelnen Stadien in der Entwicklung der Erdkruste und die Flora und Fauna der verschiedenen Erdteile in vielleicht unerreichter Vollständigkeit zur Darstellung gebracht sind, sondern dass sich hieran grossartig ausgestattete geologische, zoologische und botanische Laboratorien angeschlossen haben, die wohl an keiner Universität Amerikas und Europas ihres gleichen finden. In diesen Laboratorien besteht heutzutage zweifellos die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung des Agassiz Museums (wie die ganze Anstalt im Volksmunde genannt wird), so sehr auch die eigentlichen Ausstellungsräume, vor allem die der von Blaschka in Dresden hergestellten Glasblumen, an

populärem Zulauf den Laboratorien voranstehen. Bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode war Alexander Agassiz der Direktor der Anstalt, an der ausser und neben ihm so hervorragende Männer wie u. a. der Geologe Shaler, der Geograph Davis, die Botaniker Farlow und Thaxter, die Zoologen Parker und Castle gewirkt haben und wirken. Testamentarisch hat er seiner und seines Vaters Schöpfung zur Weiterführung ihrer Forschungsaufgaben so umfassende Mittel hinterlassen, dass ihre führende Stellung in der wissenschaftlichen Welt auf Jahrzehnte hinaus gesichert ist.

Die Universität bereitet durchaus nicht nur für wissenschaftliche Berufe vor. Auch zukünftige Kaufleute, Bankiers, Industrielle usw. besuchen sie und bleiben in ihrem späteren Leben der Alma mater treu. Die Harvard Men sind in der ganzen Union verbreitet und halten fest zusammen. Die einzelnen Jahrgänge bilden Verbindungen unter sich und kommen periodisch zusammen, um das alte Freundschaftsband zu erneuern und zu befestigen. Bei diesen Anlässen herausgegebene, hübsch ausgestattete Bändchen bringen die Bilder der seit der letzten Zusammenkunft Verstorbenen und der noch Lebenden, jeweilen das Jugendbildnis und ein Gegenwartporträt einander gegenübergestellt, mit gedruckten Notizen über den seitherigen Lebensgang. So sah ich eins von den 1863ern, die kürzlich ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hatten — von zirka 120 lebte noch nahezu die Hälfte — und eins von 1913ern, lauter jugendlich frische Mädchengesichter. Es waren die Graduates des Radcliffe College, die einen fröhlich, die andern ernst in die Welt schauend, ihr Haupt anmutig geschmückt mit einem Barett, dem Zeichen des glücklich bestandenen Examens.

Dass die alten Harvardianer, die mit Glücksgütern gesegnet sind — und deren sind viele — im späteren Leben sich durch Stiftungen aller Art erkenntlich zeigen für das, was sie der Hochschule zu danken haben und dadurch zu deren immer weiterer Entwicklung beitragen, kann man sich denken.

Eine dieser zahlreichen Stiftungen, The Stillman Infirmary, ermöglicht es auch, für die Studenten in Krankheitsfällen zu sorgen. Gegen einen jährlichen Beitrag von vier Dollars hat jeder kranke Student Anspruch auf einen 14tägigen Aufenthalt in dem schön gelegenen Hospital. Bemittelte Studenten müssen den Arzt bezahlen, alles andere ist frei.

Sind die Universitätsgebäude von alten Ulmen überschattet

Cambridge, Longfellow's Haus (Kolonialstil)

Cambridge, Cottagestil

und von weiten Rasenflächen umgeben, so gilt dies erst recht von den Wohnungen der Professoren; sie sind ganz in Grün gebettet. Dieser Teil von Cambridge ist *ein* Park, von Alleen durchzogen. Etagenwohnungen sind hier fast unbekannt. Einzelne spekulative Eindringlinge beginnen aufzutauchen und werden als Fremdkörper in diesem Naturidyll betrachtet, wo Vogelgesang fast das einzige Geräusch ist. Was den Reiz erhöht und den Eindruck gemeinsamen Geniessens, als ob alle zu einer Familie gehörten, hervorruft, ist das beinahe gänzliche Fehlen von Absperrung der einzelnen Besitzungen gegen die Strasse sowohl, wie gegen die Nachbargrundstücke. Kein Zaun, kein Staket bezeichnet die Grenze des Einen gegen den Andern. Von der Strasse steigt der kurz gehaltene Rasen gegen das Haus an, senkt sich nach den Seiten und dem Hintergrund, steigt wieder an gegen das Nachbarhaus und verliert sich in Bosquets und im Schatten wahrer Edelexemplare von Bäumen, meistens Ulmen, einzelner und ganzer Gruppen. Das Äussere der Häuser ist anspruchslos. Sie bestehen mit wenigen Ausnahmen ganz aus Holz, bald dunkel, teerfarbig, bald grau gestrichen, mit weitausladendem, erkergeschmücktem Dach. Die meisten sind im sogen. Kolonialstil gebaut, dessen Hauptmerkmal wohl die weissen Säulen sind, die entweder nur die Haustür flankieren oder stattlicher, mit korinthischen oder ionischen Kapitälen, ein Vordach tragen und die «Piazza» überschatten, auf der sich's gemütlich in Schaukelstühlen sitzt. Betritt man diese Cottages, so ist man aufs angenehmste von ihrer Behaglichkeit überrascht. Die Treppe ist hier kein notwendiges Übel, sie bildet den Mittelpunkt der Wohnräume. Entsprechend dem warmen Klima, das sehr viel beständiger als unseres ist, ist man vor allem auf Zufuhr frischer Luft und auf Fernhalten der hier recht lästigen Mosquitos bedacht. Die aus zwei Teilen bestehenden, in senkrechter Richtung verschiebbaren Fenster werden während des Sommers zur Hälfte herausgehoben und durch einen Rahmen mit ganz feinem, völlig durchsichtigem Drahtgeflecht ersetzt, ebenso die ins Freie führenden Türen, an deren Stelle in ganzer Höhe der Drahtrahmen tritt. Natürlich sind auch sämtliche Verbindungstüren im Innern des Hauses geöffnet. So streicht von den kühleren, nicht sonnenbeschienenen Seiten ständig ein frischer Luftzug durchs Haus und macht die Hitze erträglich. Man hat das Gefühl, in einer offenen Halle zu sitzen und der umgebenden Natur näher zu sein. Auch abends, wenn die Lampe angezündet

ist, versuchen die durstigen Moskitos vergebens, einzudringen und gucken sehnsüchtig durch das Drahtgeflecht, wie Kinder durch das Schaufenster des Zuckerbäckers. Ist es aber mal einem oder gar mehreren gelungen, in ein Schlafzimmer einzudringen, dann nehmen sie blutige Rache. Sogar wenn man das Leintuch über den Kopf zieht und nur noch die Nase herausgucken lässt, hört man noch ihren zornig summenden Kriegsgesang und hofft, dass sie einen im Dunkeln nicht finden.

Bequeme Sitzmöbel aller Art füllen die Zimmer, die in jedem Stockwerk sozusagen immer nur einen Raum bilden. Die Wände des Studierzimmers genügen nicht, die Legionen von Büchern unterzubringen; auf den Tischen liegen die neuesten, vielfach verlockenden Erscheinungen der amerikanischen Literatur, und man sieht mit Erstaunen, wie viele Werke hier herauskommen, besonders über das amerikanische Volk und seine Betätigung auf allen Gebieten, von deren Vorhandensein wir in Europa, oder wenigstens in der Schweiz, nichts oder fast nichts bemerken. Ein regerer Geistesaustausch zwischen der neuen und unserer alten Republik könnte beiden Völkern nur nützen. Überraschend und wohltuend ist, was für eine gastliche Aufnahme man in diesen Kreisen findet. Auf die Kunde vom Eintreffen eines europäischen Gastes kamen die Nachbarn und Freunde, ihn zu besuchen und ihm Freundlichkeiten aller Art zu erweisen, durch Einladungen zu Mahlzeiten, zu Automobilfahrten, zur Besichtigung des dem betreffenden Professor unterstellten Teiles der Universität, durch Einführung in einen Künstlerklub in Boston usw.

Gleich am ersten Tage, dem 4. Juli, unternahmen wir einen diesem patriotischen Gedenktage gewidmeten Ausflug. Es ist eine erinnerungsreiche Strasse von dem durch einen Denkstein bezeichneten Platz an der Seite des Cambridger Common, wo Washington das Kommando über die amerikanische Armee übernahm, über Lexington nach Concord. Hier überfielen die Farmer (genannt Minute Men, weil sie jede Minute zum Angriff bereit sein mussten) am 19. April 1775 die hier konzentrierten englischen Truppen und zwangen sie, mit wohlgezielten Schüssen hinter jedem Baum hervor, zum Rückzug über Lexington. Die Statue eines Minute Man inmitten des von einem Flusschen durchzogenen Wiesenlandes schmückt die jedem Amerikaner weihevolle Stätte, und Emerson dichtet eine Hymne, die beginnt:

By the old bridge, that arched the flood,
Their flag to April's breeze unfurled,
Here once the embattled farmers stood
And fired the shot, heard round the world.

Schon das nächste Jahr, 1776, am 4. Juli, brachte die Unabhängigkeitserklärung von 7 Kolonien und damit die Losreissung vom englischen Mutterlande.

Concord hat neben der geschichtlichen auch eine dichterische Bedeutung. Der Amerikaner nennt es mit Stolz das amerikanische Weimar, weil Emerson, Hawthorne, Thoreau und Luise Alcott hier lebten.

Die Feuerwerke, die an diesem Tage in den Vereinigten Staaten abgebrannt werden und bis vor wenigen Jahren jeweilen über 100 Todesfälle und unzählige Verwundungen verursachten, beschränken sich nun infolge Verbots der gefährlichen Körper auf unschuldigere Vorführungen, so dass wir sie von dem hochgelegenen Landsitze einer befreundeten Familie aus mit ungemischter Freude am Nachthimmel aufsteigen und am fernen Horizont wie Wetterleuchten zucken sehen konnten.

Die schönste Fahrt, die wir von Cambridge aus machten, war die per Automobil nach Marblehead, an der Meeresküste, nördlich von Boston, und von dort mit einem Motorboot in fast zweistündiger Rundtour dem Ufer entlang, dann den Hafeneingang kreuzend, zum Ausgangspunkt zurück. Marblehead ist auch in Sportkreisen Europas nicht unbekannt, weil dort und im Kieler Hafen abwechselnd die jährlichen Yacht-Wettsegelfahrten stattfinden. Eine ganze Flottille dieser leichtbeschwingten Segler ankerte im Schutze einer Landzunge. Auf anfänglich nur wenig bewegtem Wasser glitten wir an dem alten Städtchen vorüber, vorbei an einer tiefer einschneidenden Bucht, an der die einst durch weitreichende Schiffahrt bedeutende, jetzt längst von Boston überholte Stadt Salem liegt, und nun nahe an der felsigen Küste hin, in deren Brandung unser Boot schon lebendigere Schaukelbewegungen macht. Auf der Höhe des Ufers reiht sich Garten an Garten, Villa an Villa, die meisten in allen erdenklichen Variationen des Cottagestils, nur hin und wieder ein anspruchsvoller Steinbau, der wohl zeigen soll, dass sein Besitzer nicht mit den Millionen zu geizen braucht. Um den Eindruck zu verstärken, dass wir uns im Reiche der Plutokratie befinden, kommt gerade von der offenen See her eine grosse, elegant gebaute Dampfyacht herangefahren, lässt eine

Dampfbarkasse herab, auf der ein Herr mit mehreren Matrosen der Landungsbrücke zusteuert. Noch ehe diese den Strand erreicht haben, setzt die Yacht sich wieder in Bewegung, steuert dem Meere zu und fährt mit so enormer Schnelligkeit davon, dass sie von Minute zu Minute kleiner wird und in unglaublich kurzer Zeit am Horizont verschwunden ist. Kein Wunder. Das Schiff wird wohl die besten Maschinen haben, die es gibt. Denn es war « The Corsaire » und gehörte Pierpont Morgan!

Währenddes hatte unser Schifflein seinen Kurs geändert und strebte auch kühn dem Ozean entgegen. Draussen vor dem Hafen hatten schon lange mehrere Felseninseln unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die grösseren heissen Bakers Island, Mystery (früher Misery) Island und Cats Island. Auf der einen stehen zwei Leuchttürme und ein mehrere Meter langes Nebelhorn zur Führung und Warnung der in Nacht und Nebel fahrenden Seeleute, auf der anderen steht ein einsames Haus, auf der dritten ein Kindersanatorium; die kleineren sind nur Riffe, um und über die die See brandet, hungrig nach Opfern, die sie an diesen Klippen zerschellen möchte. Der Wind hatte zugenommen und sandte unserm Fahrzeuge wachsende Wellen entgegen. Bald waren wir oben, bald schossen wir in ein Tal hinunter, und noch kräftiger wiegte uns der Ozean, als wir uns dem Hafen wieder zuwendeten und die Wogen von der Seite bekamen. Wacker arbeitete unser Boot sich durch und nur zu bald befanden wir uns wieder im Schutze der Landzunge.

An einem der letzten Tage waren in Cambridge Plakate gegen den Alkoholgenuss angeschlagen. Für die Gesinnungsgenossen jener Kämpfer diesseits des Ozeans lasse ich nachstehend eine Übersetzung dieses Aufrufes folgen, ebenso einige kürzere, energische Appelle, die sowohl als Maueranschlag, wie auch als kleine gummierte Zettel zum Aufkleben auf Briefe, Kuverts, Zirkulare usw. verwendet werden. Vielleicht geben sie auch hier den Anstoss zu ähnlichem Vorgehen.

Mitbürger!

Das Publikum denkt:

Nur das starke Trinken ist schädlich.

Experimente zeigen:

Dass sogar mässiges Trinken eine Bedrohung der Gesundheit, ein Feind der Kraft ist.

Das Publikum denkt:

Alkohol stärkt uns bei schwerer Arbeit gegen Ermüdung.

Experimente zeigen:

Dass Alkohol in keiner Weise die Muskelstärke oder -ausdauer vermehrt.

Alkohol vermindert die Lebenskraft. Alkohol öffnet Krankheiten Tür und Tor. Am internationalen Tuberkulosekongress 1905 wurde beschlossen, den Kampf gegen den Alkohol mit dem Kampf gegen die Tuberkulose zu vereinigen.

Am Hauptspital für Massachusetts, in Boston, hat der Gebrauch von Alkohol als Medizin in 8 Jahren um 77 % abgenommen.

Die meisten modernen Krankenhäuser zeigen dieselbe Tendenz. Alkohol ist schuld an vielen Fällen von Irrsinn, an einem grossen Teil unserer Armut, an vielen von unsern Verbrechen. Unser Gefängnisinspektor berichtet, dass 95 % von denen, die ins Gefängnis wanderten, unmässige Gewohnheiten hatten.

Das Publikum sagt:

Wir haben die Einnahmen aus den geistigen Getränken nötig.

Das Publikum sollte aber wissen:

Wie geringfügig ist die Einnahme im Vergleich mit den Kosten des Schiffbruchs!

Euer Geld bezahlt diesen Schiffbruch.

Euer Wille gibt es zu.

Eure Gleichgültigkeit bringt euer Volk in Gefahr.

Gewerbsmässiges Laster wird durch den Alkohol gefördert.

Mitbürger, besinnt euch!

Verbündet gegen den Alkohol sind: Sparsamkeit, Wissenschaft, Kraft, Gesundheit, Sittlichkeit, die wahre Seele eines Volkes.

Denkt daran!

---

Wer ist der erste Mann, den man fortjagt
Und der letzte, den man brauchen kann?
Der Mann, der trinkt!

---

1 Dollar herein! 2 Dollars hinaus!

Für jeden Dollar, den der Staat im Jahr 1912 als Alkoholsteuer einnahm, musste er über 2 Dollars ausgeben zur Versor-

gung der Verbrecher, der Armen und der Irrsinnigen, die durch Trinken dahin gekommen waren, in solchen Anstalten untergebracht werden zu müssen.

Wenn Ihr von Einnahmen aus dem Alkohol hört, so denkt hieran!

* * *

Eines schönen Morgens entführte uns der Zug in neunstündiger Fahrt über Albany, die Hauptstadt des Staates New York, den Hudson kreuzend, durch das Tal des Susquehanna über Sydney nach Mount Upton, von wo uns ein Automobil nach Gilbertsville brachte. Das Dorf Gilbertsville ist eine englische Ansiedelung. Im Jahre 1786 wanderte ein Engländer namens Abijah Gilbert nach den erst vor kaum einem Jahrzehnt selbständig gewordenen Vereinigten Staaten aus, um hier sein Glück zu suchen. Er machte in New Jersey die Bekanntschaft eines Generals Morris, dem die Regierung als Entschädigung für die durch den Unabhängigkeitskrieg erlittenen Verluste 1000 acres Land am Butternut-Creek verliehen hatte. Dorthin, im Westen des langgestreckten Staates New York, zogen im nächsten Jahr die beiden Männer. Morris gründete am obern Lauf des Flüsschens die nach ihm benannte Ansiedelung, heute ein schönes Dorf, mit Kirche, stattlicher Schule und anderen öffentlichen Gebäuden. Ihm kaufte Gilbert für 3000 Dollars das am untern Flusslauf gelegene Areal ab, baute sich ein Blockhaus und legte den Grund zu dem Dorfe Gilbertsville. Im nächsten Jahre holte er seine Familie und begann seine, in einem von feindlich gesinnten Indianern, den Irokesen, bewohnten Lande wahrlich nicht leichte Kulturarbeit, die erst in grösserem Massstabe gelingen konnte, als seine Söhne herangewachsen waren und sie andere Ansiedler nach sich ziehen konnten. Ein grosser Teil der heutigen Einwohner ist diesem Stamme entsprossen. Die einen wohnen das ganze Jahr hier, andere liegen während des grössern Teils des Jahres in New York, Columbus, Cambridge usw. ihrem Beruf ob oder sind dorthin ihren Gatten gefolgt und kehren nur während der Sommer-

monate an den Sitz ihrer Väter zurück, ähnlich, wie ich es im Unterengadin, in Fetan, Sent u. a. O. gefunden habe, um die Verwandten zu sehen und Heimatluft zu atmen. Welch ein Gegensatz zu New York oder die für Kinder im Sommer kaum zu ertragende Stickluft von Columbus! Ruhe und Friede ist über das liebliche Tal ausgegossen. Hügel reiht sich an Hügel und wenn man eine der die Talsohle (1100 Fuss) um etwa 900 Fuss überragenden Höhen besteigt, so wiederholt sich dasselbe Bild: nach allen Seiten hin sanft gerundete Kuppen mit Wäldern, Matten, einzelnen Kornfeldern, Baumgruppen, bis an den fernsten Horizont, wo man jenseits von Albany den höheren, stärker bewegten Gebirgszug der Catskills erblickt.

Im Automobil haben wir unser Tal und seine Nachbartäler nach allen Richtungen durchstreift, haben zu Fuss manches Dorf durchwandert, manche Farm besucht und manchen Aussichtspunkt bestiegen. Wenn man durch die Terrainformation oft an das Emmental erinnert wird, aber alles sehr ins Zahme übertragen, so darf man hingegen mit Bezug auf die Bauernhöfe und die Bearbeitung des Bodens keine Vergleiche ziehen. Die Dörfer haben auch hier ihren Reiz. Der Strasse entlang stehen die freundlichen, cottageartigen Holzhäuser, jedes für sich, von einem oder mehreren Bäumen beschattet, vielfach mit einer «Piazza» (überdachter Veranda). Man fragt sich verwundert: sind das wirklich Bauern oder sind das nicht Geschäftsleute oder Sommerfrischler, die da vor den Häusern in Schaukelstühlen und der obligaten Hängematte sich wiegen? Es sind tatsächlich in jedem Dorf sich wiederholende Bilder, wie wir sie in unserer Jugend in «Onkel Toms Hütte» und anderen in den Südstaaten spielenden Geschichten als typische Pflanzerbilder dargestellt gesehen haben. Eine intensiv betriebene Landwirtschaft, wie in der Schweiz oder in Deutschland, kennt man in dieser Gegend wohl wenig oder gar nicht. Aus Mangel an Leuten ist der Farmer ganz auf seine und seiner Familie Arbeitskraft und auf die Mähe-, Rechen- und Auflademaschinen angewiesen. Der schieferhaltige Boden sieht mager und vernachlässigt aus. Das meiste ist Grasland, das gerade jetzt mit seinem Heuduft die Luft erfüllt. Von Getreidebau sieht man hauptsächlich Mais und in geringerem Mass Hafer. Die je nach den Mitteln ihrer Besitzer verschieden aussehenden Farmen sind über das ganze Land verstreut. Die älteren, ärmlicheren, sind eigentlich nur Bretterbaracken, aus unangestrichenem, verwet-

Die Landschaft von Gilbertsville

tertem Holz. Die neueren nehmen sich stattlicher aus. Auch ganz aus Holz, erheben sie sich zu grösserer Höhe, sind kräftig rotbraun angestrichen, manchmal auch hellgrau oder lichtgrün und zeichnen sich dadurch aus, dass ein Siloturm von etlichen Metern Durchmesser sich an ihrer Seite erhebt, in dem das Grünfutter nach einer neuern Methode aufbewahrt wird. Ein einträglicher Nebenverdienst scheint die Hühnerzucht zu sein. Hunderte von Küken sieht man manchmal bei den Häusern und in den Feldern ihr Futter suchen. Auch die Viehzucht spielt keine unbeträchtliche Rolle. Nicht selten sieht man grössere Herden auf den Weiden. Die bevorzugte Rasse ist ein schwarzweisses, stattliches Fleckvieh, das hier unter dem Namen Holsteiner Kühe geht.

Der verhältnismässig geringe Ertrag des Bodens hindert nicht, dass die Landschaft von grossem Liebreiz ist. Dem Butternut-Creek gefällt es so gut in dem stillen Tal, dass er sich gar nicht von ihm trennen kann und in unzähligen Windungen seinen Abschied hinauszuschieben sucht. An einer Stelle macht er deren neun innerhalb der Schussweite eines Irokesenpfeiles. Um seine Schönheit recht zu geniessen, muss man sich einem Kanoe anvertrauen, das einen in dieser Indianergegend natürlich besonders romantisch anmutet. Vorne ein Sitz, hinten ein Sitz, in der Mitte ein Kissenlager für einen halb liegenden Passagier. Aufrecht darf man das Fahrzeug nicht betreten. Man würde unfehlbar das Gleichgewicht verlieren und ins Wasser plumpsen. Kriechend, die Hände auf die beiden Bootränder gestützt, gelangt man zu seinem Bänklein und ergreift das kurze, ziemlich breite Ruder, das der Eine links, der Andere rechts schaufelartig ins Wasser taucht. Still wie ein Schwan gleitet das Schifflein über die glatte Fläche hin und Bild um Bild lässt man an sich vorüberziehen. Den schönsten Schmuck der Gilbertsviller Landschaft, die Ulmen, geniesst man vom Wasser aus mit immer neuem Entzücken. Die Art von Ulmen, die wir in unseren Berner Alleen in so majestätischen Exemplaren kennen, kommt hier wenig vor. Die hiesigen wachsen entweder mit schlankem Schaft ohne jeden Seitenzweig zu einer bedeutenden Höhe empor, breiten hier ihre Krone wie eine Fächerpalme aus und lassen nun ihre Zweige — ein unvergleichliches Bild von stolzer Kraft und schwermütiger Weichheit — in üppiger Fülle herabhängen (Kandelaber-Ulmen heissen sie hier) oder sie teilen sich bald über dem Boden und

senden aus dem dicken Hauptstamme einen ganzen Strauss starker Äste gen Himmel, jeder der aufstrebenden Äste manchmal von unten bis oben von kleinen Zweigen und einem dichten Blätterkleid umhüllt, zu oberst sich als runde Kuppe am Himmel abzeichnend und von dort herabhängende Äste nach unten entsendend.

Solche Bäume zieren nicht nur unser Tal in unerschöpflichem Reichtum und immer neuen Formen, ich sah sie auch auf einem Ausflug, der uns etwa 45 miles weit nach Oneonta und Cooperstown führte, in gleicher Menge und Schönheit an den Strassen und auf den Feldern. Sie zu betrachten, hat man auf seinem Kanoe alle Zeit. Es geht durch Felder, wo durch das Ufergebüsch weidende Kühe den Fahrern nachschauen. Man hört das Getrampel frei dahinjagender Pferde. Nun verdunkelt sich die helle, den Himmel und seine Ufer widerspiegelnde Wasserfläche, wir fahren durch Wald, um den sich kein eidgenössischer Oberforstinspektor kümmert. Am unterwaschenen Ufer ragen Bäume schief über das Flüsschen hinaus, durch die klare Flut sieht man auf dem Grund modernde Baumstämme, die mit ihren Zweigen nach unserm leichten Fahrzeug tasten; andere schwimmen obenauf und versperren uns fast den Durchgang. Eine aufgescheuchte Wildente flattert auf. Aus dem Waldesinnern tönen Rufe von Vögeln, die hier ungestört nisten und brüten können. Ein Picknick am brennenden Feuer war das Ziel dieser Fahrt. Der Rückweg wurde erst lange nach Sonnenuntergang angetreten. Es war eine Mondscheinsymphonie von vollendetem Zauber, in die nur die bullfrogs mit ihrem kuhartigen melancholischen Quaken eine komische Note brachten.

Der Baum, der dem Flüsschen seinen Namen gab, der Butternuttree, ist hier sehr verbreitet. Er ist offenbar ein naher Verwandter des europäischen Nussbaumes; Stamm, Wuchs und Blätter erinnern stark an ihn. Die Frucht, die Holzschale auch von einer grünen Hülse umgeben, ist länglicher, das Holz tiefer gefurcht, im innern der Frucht viel härter. Der von ihm mit festen Wänden durchwachsene Kern teilt sich in zwei Hälften, die wie zwei kurzgestielte, ovale Kellen mit aufgestülpten Rändern einander gegenüberliegen und im Geschmack unserer Haselnuss gleichen. Es ist ein merkwürdiges Spiel der Natur, dass die Frucht eines andern Baumes äusserlich die Grösse einer Haselnuss hat, innen aber wie eine Walnuss en miniature aussieht und auch genau deren Geschmack hat. Es ist der Hickory.

Sein grosses, vornehm geschnittenes Blatt ähnelt dem der Edelkastanie. Auch der Ahorn (Maple tree) stellt sich hier in den Dienst des Menschen. Durch Anbohren gewinnt man seinen Saft in Gefässen, die man an den Stamm bindet. Er wird gleich an Ort und Stelle im Maple Sugar Bush in einem Hüttchen gekocht und zu einem aromatischen, als Delikatesse geschätzten Zucker verarbeitet. Buchen sieht man ziemlich selten, ebenso Linden; Eichen häufiger. Die verbreitetste Tannenart ist viel feiner, als die in der Schweiz gewöhnlichen Arten. Hemlock ist ihr Name. Sie verästeln sich in viel mehr kleine Zweige. Die Nadeln sind flach und ganz dunkelgrün. In vereinzelten Exemplaren schmücken Kiefern die Felder und Bergabhänge, deren ernster Charakter an unsere Arven erinnert. Ein ganz besonderer Schmuck der Landschaft, nicht nur dieses Tales, sondern auch in den übrigen von mir bereisten Teilen der Union, sind Gruppen hoher, uralter Silberweiden, die immer wieder durch ihre ehrwürdige, malerische Erscheinung das Auge erfreuen.

In diesem Baumdorado gedeiht eine Vogelwelt, zu deren Studium ich mir täglich einen gewiegten Kenner herbeiwünsche. Morgens um 5 Uhr werde ich schon von den Spechten geweckt, die, ein unwillkommener Gast mit der Hippe, die verschiedenen Bäume beklopfen und die nichtsahnenden Würmer einladen, herauszukommen und in ihren Schnabel zu spazieren. Von meiner Balkontüre aus sehe ich ganz nahe eine grosse Hängebirke. Auf ihren Zweigen geben sich die Vögel Stelldichein. Und warum? Ich weiss nicht, ob dank den Bemühungen der Vögel oder von selbst, genug an verschiedenen Orten sieht man auf der weissen Rinde braune Flecken, denen offenbar ein schmackhafter Saft entrinnt. Fortwährend sind drei bis vier Spechte da, die sich häufig um die gleiche Trinkstelle streiten. Kaum wird ein Platz frei, so drängen sich Finken und meisenartige Vögel hinzu. Und was ist das? Nicht viel grösser als eine Hummel und gerade so wie sie oder eine Biene fliegend, ohne bemerkbaren Flügelschlag, schwebt etwas heran. Es ist ein Kolibri, der auch von dem süssen Nass nippen will. Ein schwebendes Märchen! Sieht man ihn? Sieht man ihn nicht? Ist er da? Ist er nicht da? Man reibt sich die Augen, um schärfer sehen zu können und erkennt doch im besten Fall nur einen grünglänzenden Flecken, der im nächsten Augenblick wieder verschwunden ist. Da fliegt etwas in weitem Bogen vom benachbarten Baum her durch die Luft. Ein Eichhörnchen ist's. Mit

erhobenem Schweif rennt es über die Äste hin, nascht hier, nascht da an den Tropfstellen, äugt nach allen Seiten — ein Sprung, und fort ist es.

Währenddessen rennen geschäftig auf den Rasenflächen umher die Robbins, um Würmer aus dem Boden zu holen. Es sind die Vettern unserer Amseln. Grösse, Art des Laufens, überhaupt ihr ganzes Gebaren ist genau ebenso. Nur ihr Kleid ist schöner, die Brust rostbraun, der Kopf dunkelfarbig.

Hochwild soll es hier nicht geben. Ein paar Hasen, die über unsern Weg liefen, war das einzige Wild, das wir sahen. In Höhlen haust ein wegen seines Felles und wegen seiner schädlichen Wühlarbeit verfolgtes Tier, der Woodchuck, das mir aber unsichtbar blieb. Mehr Glück hatte ich mit einem andern Tier, dessen Fehlen man in Europa nicht zu bedauern braucht. Wiederholt war mir auf Spazierfahrten aufgefallen, einmal abends sogar mitten im Dorfe, dass es eine ganze Strecke weit unangenehm roch, ähnlich wie bei Wölfen und Füchsen in zoologischen Gärten, nur noch durchdringender. Das ist das Stinktier, sagte man mir und bekreuzigte sich. Ein solches hatte ich das Vergnügen zu sehen, ohne dass es zu einem mit Sorgfalt vermiedenen Zusammenstoss kam. Es machte, eine halbe Stunde vom Dorf, seinen Sonntagnachmittagsspaziergang auf einer Waldwiese durchs dürre Gras. Zuerst meinte ich, es sei eine wildernde Katze. Bei näherem Zusehen unterschied ich aber den spitz zulaufenden Kopf mit hellfarbiger Haube, dem zwei Hügel folgten, der gewölbte langbehaarte Rücken und der hoch erhobene buschige Schweif. So spazierte es gemächlich, am Boden hinschnuppernd, durch die Halme und tat, als ob es uns garnicht sähe. Das Bewusstsein, eine furchtbare Waffe zu besitzen, gibt dem Tier offenbar ein Gefühl völliger Sicherheit. Es braucht keinen Feind zu fürchten. Naht sich ein solcher, dann bedarf es nur eines Spuckens nach hinten hinaus, und alles was von der Natur mit Geruchsorganen begabt ist, hält sich entsetzt die Nase zu und flieht, soweit seine Beine es tragen.

Angenehmer als die Erinnerung an diesen Pelzträger sind meine Eindrücke von einigen Insekten. Am Tage flirrt im Garten und auf den Feldern ein langgezogener, feinmetallischer Ton durch die vor Hitze flimmernde Luft und verkündet damit den Beginn der Hundstage. Es ist die Zikade, die ich bisher nur aus den Büchern kannte und auch jetzt nicht zu sehen bekommen habe. Das nächtliche Gegenstück, das Sinnbild der

warmen Sommernacht, sind die Leuchtkäfer. Schon bei Cambridge, am Abend des 4. Juli, sah ich sie ihre Silberlichtfäden durch die Luft ziehen und meinte zuerst, es seien ferne Feuerwerkwirkungen. Noch viel üppiger treiben sie hier ihr Wesen. Auf den Feldern das Gras, in den Gärten die Blumen und das Gemüse, alles ist belebt von den geheimnisvollen kleinen Wesen, die mit ihren Laternchen ihre Fusswanderungen wie ihre Flüge durch die Luft beleuchten. Das Volk der Elfen ist erwacht und tanzt seinen Reigen. Und sie sind nicht die einzigen, die in der Nacht fleissig sind. Als eines Morgens ein bald vor der Sonne fliehender Nebel das Tal erfüllte, da hatten die Spinnen ihr feines Gewebe auf dem Gras ausgespannt, wie die Bleicher ihre Leintücher. Aber nicht in langen Stücken. Zierliche Spitzentüchlein waren es, von Haus aus durchsichtig, vom Nebel aber mit feinen in der Sonne glänzenden Perlen überzogen. Da konnte man von weitem meinen, in der Nacht seien auf den Matten tausende von weissen Blumen erblüht.

* * *

Es wäre undankbar, wenn ich von Gilbertsville, wo ich so viel Gastlichkeit und Freundschaft erfahren habe, Abschied nehmen wollte, ohne seiner Bevölkerung zu gedenken. Anderseits verbietet mir aber doch die Vertraulichkeit der Beziehungen, Einzelheiten von seinen Bewohnern zu erzählen oder sie im allgemeinen charakterisieren zu wollen. Nur eins möchte ich hervorheben: die tiefe Religiosität, die hier von alter, puritanischer Zeit her herrscht. Nicht weniger als vier Kirchen sind hier, eine presbyterianische, die wohl die meisten Mitglieder zählt, eine Methodisten- und eine Baptisten-Kirche, und die aristokratische, die Episkopalkirche, die alle stark besucht werden. Auch kommen Viele Sonntag abends im Familien- und Bekanntenkreise in einer der grösseren Privatwohnungen zusammen, um gemeinsam aus dem vierstimmigen Gesangbuch zu singen und auch sonst Vokal- und Instrumentalmusik zu pflegen. Jeder aus der Mitte der Versammlung hat das Recht, vorzuschlagen, was man singen will, und selten fehlt dann:

Eternal father! strong to save
Whose arm has bound the restless wave
Who biddst the mighty ocean deep
Its own appointed limits keep:
O bear us, when we cry to Thee
For those in peril on the sea.

weil fast immer irgend eine der Familien einen ihrer Angehörigen auf dem Meere fahrend weiss. Den Schluss bildete allemal, im Kreise stehend gesungen:

1. My country, 'tis of thee,
Sweet land of liberty,
Of thee I sing;
Land where my fathers died,
Land of the pilgrims pride,
From every mountain side
Let freedom ring.

4. Our fathers God, to Thee,
Author of liberty,
To Thee we sing;
Long may our land be bright
With freedoms holy light;
Protect us by Thy might
Great God, our King.

* * *

Die Erinnerung an die Ureinwohner des Landes ist dem Gedächtnis der jetzigen Generation fast entschwunden. Dass die Zeit aber noch nicht so gar fern liegt, wo die Indianer hier eine Rolle spielten, ersah ich aus einem Vorkommnis, das mir ein etwa 70jähriger Geistlicher erzählte. In Buffalo, wohin wir übermorgen gehen werden, sass allein in ihrem Hause eine junge Mutter mit ihrem kleinen Kinde auf dem Schooss. Da tritt, ohne anzuklopfen, ein angetrunkener Indianer ins Zimmer, verlangt etwas zu essen und legt sein grosses Messer quer über seine Knie. Die junge Frau, kurz entschlossen, legt ihr Kind in die Arme des Indianers und holt, was sie von Speisen hat. Der Indianer gibt der Mutter ihr Kind zurück, verzehrt die Speisen, steht auf und geht. « Dies Kind », schloss der Erzähler, « war ich! »

Beim Abschied von Gilbertsville gedenke ich noch derer, die vor der jetzigen Generation in diesen selben Häusern wohnten. Sie ruhen hoch oberhalb des Dorfes auf einem Hügel. Von weither

sieht man die hellen Grabsteine am Waldesrande schimmern. Ich habe viele Friedhöfe in Amerika gesehen. Es scheint mir nicht Zufall zu sein, dass die meisten hochgelegen sind und so auf die nachkommenden Geschlechter mahnend und tröstend herabschauen. Selten sieht man Blumen auf den Gräbern. Keines ist vom andern abgegrenzt. Ein gleichmässiger, grüner Rasen deckt sie alle zu, die da unten schlafen. Nirgends sah ich eiserne Kreuze oder gar Gitter; auf den alten Friedhöfen, z. B. in Concord, flache, aufgerichtete Steine, oben abgerundet, vom Alter gedunkelt, auf den neueren meist schwerere Granitmonumente von einfacher, würdiger Form, nicht selten auf dem Hauptstein in der Mitte der Familienname, drum herum kleinere Steine mit der schlichten Aufschrift « Vater », « Mutter », bei den Kindern nur deren Taufnamen. Eines der ergreifendsten Familiengräber in Gilbertsville steht etwas jenseits des höchsten Punktes des Hügels, wo schon der Wald anfängt. Baumschatten dämpft das grelle Tageslicht. Der Natur zurückgegeben, ruhen hier zwei mehr als Achtzigjährige, die Freud und Leid des Lebens miteinander geteilt haben. Wer sie besucht, kann in der Stille und Kühle des Waldes ihren Schicksalen nachsinnen. Auf dem einen Stein heisst es:

Somewhere, oh strong soul
Is practised thy strength —
Zealous, beneficent, firm.

Auf dem andern:

God hath not given us the spirit of fear,
but of power and love and a sound mind.

* * *

5. August. An Bord der Kronprinzessin Cecilie.

Vorbei! Alles vorbei! Keine Wolkenkratzer mehr, kein Benzingeruch, kein ohrenbetäubendes Subwaygerassel! Nichts als Himmel und Wasser, helle, durchsichtige Luft, darunter der tiefblaue Ozean. Und dazu ein frischer, belebender Wind, der nach den Gluttagen auf dem Festland die Lungen tiefer, wohliger atmen lässt. Längst sind die letzten Ausläufer von Sandyhook, Staten-Island und Long Island verschwunden. Was aber hinter ihnen liegt, die unendlichen Weiten Amerikas,

davon steigt jetzt manches deutlich vor meinen Augen auf und ich will versuchen, einiges davon festzuhalten, solange die Schiffsreise die Musse dazu gewährt.

Eines schönen Morgens musste geschieden sein von dem lieben Gilbertsville. Es ging nach Westen. Der Butternut-Creek bleibt, in immer neuen, malerischen Windungen die Felder und Wälder durchziehend, bis Mount Upton unser Begleiter. Dort fliesst er in den Unadilla, der sich bei Sidney in den Susquehanna ergiesst. Dieser kommt aus dem Otsego Lake, an dessen Südende Cooperstown anmutig in Bäumen versteckt liegt. Die ungünstigen Zugverbindungen zwingen uns zu einem mehrstündigen Aufenthalt in Binghamton. Die mittelgrosse Stadt steht ganz unter dem Eindruck eines furchtbaren Brandunglücks, das seit gestern die Einwohnerschaft in Aufregung hält. In einem vielstöckigen Steinbau, von unten bis oben gefüllt mit Mädchen, die für ein Konfektionsgeschäft arbeiten, bricht Feuer aus. Seit zwei Monaten hatte man in dem Hause wiederholt zu Übungszwecken Feuerlärm gemacht, um zu zeigen, auf welche Weise das Haus schnell geräumt werden könne. Nach Aussage des Besitzers hatten die Mädchen jetzt geglaubt, es sei wieder falscher Alarm und hatten sich Zeit nehmen wollen, noch ihre Habseligkeiten zusammenzuraffen. In wenig Sekunden stand das ganze Haus in Flammen. Das Telephon, mit welchem die Besitzerin die Feuerwehr benachrichtigen will, erhält keinen Anschluss mehr, die an der Aussenseite herabführenden Eisentreppen sind nicht mehr gangbar. Von diesen und aus den Fenstern stürzen sich die Unglücklichen brennend herab. In einer halben Stunde ist das Gebäude ein in sich zusammengebrochener rauchender Trümmerhaufen. 33 Mädchen tot, etliche schwer verwundet, 37 vermisst, also wohl meistens auch umgekommen.

Die Feuersgefahr und die Furcht vor ihr sind allen amerikanischen Städten als ein furchtbares Memento an die Stirne geschrieben. Zu oberst auf dem Wolkenkratzer stehen Riesenwasserfässer, in den neuern, künstlerisch schöneren, wahrscheinlich im Turmdach versteckt, in jeder Strasse sieht man Häuser, an denen die Feuertreppen die Fassaden verunstalten, in den Korridoren sind Hinweise auf Nottreppen, Alarm usw. Was davon im Ernstfalle zu hoffen ist, zeigt der Fall von Binghamton. Und erst die Holzhäuser! Der weitaus grösste Teil sämtlicher Häuser der Vereinigten Staaten besteht aus Holz, auch in grössern Städten, und erst auf dem Lande, da sind Wohn- und

Wirtschaftsgebäude ausnahmslos aus Holz. Dabei besteht kein Brandversicherungszwang. Alles beruht auf Freiwilligkeit.

Eines der schönsten Gebäude von Binghamton — der Stolz der meisten amerikanischen Städte und Ortschaften — ist die Bibliothek. Wieder dasselbe Bild wie in New York, Boston usw.: im Kindersaal eine Schar ärmlich gekleideter Kinder ohne Strümpfe und Schuhe an den Tischen und vor den Bücherregalen sitzend, alles um sich vergessend, in ihre Lektüre vertieft. Im Lesesaal für Erwachsene nimmt die deutsche Literatur ein halbes Brett ein, die slavische ein ganzes. In der Tat gibt es ein ganzes slavisches Quartier in der Stadt, die mir insofern typisch amerikanisch zu sein scheint, als sie die Gegensätze unsäglich abstossender, jedem Ordnungssinn hohnsprechender Fabrikvorstädte, breit angelegter hübscher Strassen mit lebhaftem Verkehr, und überraschend hübscher Landhäuser in sich vereinigt. Nur eines fehlt letzteren hier wie fast überall, wo ich hinkam, auch in der Umgebung der reichsten und schönsten Städte: Blumen! Der Sinn für diese Zierde unseres Hauses und unseres Gartens scheint dem Durchschnittsamerikaner fast gänzlich abzugehen. Der Schmuck auch der schönsten Villa besteht fast immer nur in Bäumen und wohlgepflegtem Rasen. Hier und da einmal eine grossblumige lila Clematis, eine Reihe Malven am Hause, in gewissen Gegenden üppig blühende Rankrosen. Etwas was darüber hinausgeht, ist eine grosse Ausnahme. Auch Blumen am Fenster sieht man zu Stadt und Land fast nie. Wie freue ich mich nach meiner Heimkehr auf den ersten Sonntagsspaziergang, wo einen aus den Fenstern und Gärtchen jedes Bauern hauses ein bunter Flor grüsst, und erst die langen Geranienreihen auf den Lauben!

Nach dem unfreiwilligen Aufenthalt ging es endlich weiter nach — Ithaka, aber nicht dem homerischen, sondern dem amerikanischen, wo es eine der schönst gelegenen Universitäten der Welt, die Cornell-Universität, zu besuchen galt.[1] Im Zickzack

[1] Etwas von homerischem Geiste umschwebt aber doch die Universität. Ihr erster Präsident, Andrew D. White, von dem nachher noch die Rede sein wird, ist nämlich aus Homer gebürtig. So heisst ein gar nicht weit von hier gelegener Ort. Eine unbestrittene Überlieferung berichtet, dass, als nach dem Unabhängigkeitskriege Ländereien unter die Soldaten verteilt wurden und diese daran gingen, Ansiedelungen zu gründen, grosse Verlegenheit entstand, wie man alle die neuen Ortschaften taufen solle. «Schickt uns ein Wörterbuch!» schrieben sie nach New York. Das Wörterbuch kam, und so finden wir heute neben Homer noch manchen andern berühmten Personennamen des Altertums auf amerikanische Ortschaften übertragen, wie z. B. Ulysses, Romulus, Cincinnatus, sogar East-Ovid!

steigt die Bahn am Berg hinunter und gewährt immer neue Blicke auf den jenseits des Tales am Berghange aus Bäumen hervorguckenden Ort, über dem auf der Berghöhe allerlei Türme und Silhouetten grosser Bauten sich am Himmel abzeichnen. Einen schöneren Sitz kann sich die Wissenschaft nicht wünschen. Zwei jäh einschneidende Schluchten, in deren felsiger, baumgrüner Tiefe Wasserfälle rauschen, überschreitet die Strasse, bevor sie diese Hochburg des Geistes erreicht. Links und rechts der Strasse wohnen, von Bäumen überschattet, die Professoren. Auf dem Hochplateau dehnt sich ein mächtiger, grüner, von Bäumen umrahmter Platz, um den herum ein Teil der Universitätsgebäude steht, an der einen Seite die Goldwin Smith Hall, am Ende der andern, auf einem aussichtsreichen Felsvorsprung, die Bibliothek mit hohem Turm. Von hervorragender Schönheit ist das Innere der Sagekapelle, besonders der Chor, der der Erinnerung an das Ehepaar Sage, die Gründer des Damenkolleges, gewidmet ist. Ein Mosaik von schönen Gestalten auf Goldgrund umfasst den Raum im Halbkreis. In einer Seitenkapelle sind die geistigen Vorfahren der Universität im Bilde oder auf einer Gedenktafel aufgeführt, so neben Fénelon, Melanchthon, John Harvard, auch Louis Agassiz. Zu deutscher Wissenschaft bestehen lebhafte Beziehungen. Ich lernte einen älteren, würdigen Herrn kennen, der eine Uhlandbiographie geschrieben hat, einen jüngeren, der mit Begeisterung von der Zeit sprach, da er in Halle von Haym, dem Verfasser der «Romantischen Schule», tiefgehende Anregungen erhielt, einen dritten, der Friedrich Paulsen nahe stand. Ein Historiker, dem wir ein zweibändiges preisgekröntes Werk «Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen Entwicklung und in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur» verdanken und der auch über den von Widmann so hochgestellten Charles Sealsfield geschrieben hat, Professor Albert B. Faust, befindet sich augenblicklich in Europa, um Quellenstudien über deutsche und schweizerische Einwanderung zu machen und wird zu dem Zwecke auch Bern besuchen.[1] Auch eine dem Institut der Austauschprofessoren ähnliche Einrichtung hat Cornell eingeführt, indem man aus den Mitteln der Jakob Schiff-Stiftung deutschsprechende

[1] Dieser Besuch hat seither stattgefunden und wurde zu einem vierwöchigen Aufenthalt, da die bernischen Archive eine über Erwarten reiche Ernte ergaben, deren Veröffentlichung wir in einem von der Carnegiestiftung herauszugebenden Führer durch europäische Archive erwarten dürfen.

Professoren kommen lässt. Mit wahrer Begeisterung sprach man von Erich Marcks, dem Bismarckbiographen, der letztes Frühjahr hier Vorträge gehalten hat.

Mitten unter den Hochschullehrern wohnt der ehemalige Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, Andrew D. White, der erste Präsident der Cornell-Universität, der von 1867—1885 seines Amtes waltete und schon früh der aufblühenden Anstalt die hohe Geistesrichtung zu geben wusste, die sie heute in wachsendem Masse auszeichnet. Er ist einer jener feinen Geister, denen die Pflege der Wissenschaft neben der Ausübung ihres Amtes innerstes Bedürfnis ist und die mit freigebiger Hand bemüht sind, das, was ihrem eigenen Leben Inhalt und Wert gibt, auch der Allgemeinheit zugänglich zu machen. So hat er die vollständigste Bibliothek über die französische Revolution, welche ausserhalb der Hauptstadt Frankreichs existiert, zusammengebracht und der Cornell-Universität geschenkt. Dem mir nach meiner Rückkehr zugänglich gewordenen, oben erwähnten Werk von Prof. Faust entnehme ich noch folgendes: « Auf dem früheren Siegel der Universität fand sich das Bild des Stifters Cornell mit der Umschrift: « Ich möchte eine Anstalt gründen, in der jedermann in jedem Wissenszweige Unterweisung finden kann. » Diese allzubreite Grundlage erklärte der erste Präsident und pädagogische Schöpfer der Universität, Andrew D. White, für undurchführbar; sein Ziel war es, die deutsche Universität und « technische Hochschule » in der neuen Schöpfung zu verbinden. Präsident White war derart vertraut mit den deutschen Verhältnissen, deutsche Ideale und Erziehungsgrundsätze waren ihm so ungemein sympathisch, dass ein starker deutscher Einfluss auf die neue Universität unausbleiblich war. Dieser gelangte nicht nur in der Anstellung tüchtiger Männer, der Anlage einer grossen Bibliothek und moderner Laboratorien, und der Wichtigkeit, die der deutschen Sprache beigemessen wurde, zum Ausdruck, sondern vor allem auch in dem deutschen Geist der Lehr- und Lernfreiheit, den die Hochschule sich dauernd zu eigen gemacht hat. Um die technischen Abteilungen auf einen höhern Stand zu bringen, als bisher in Amerika erreicht worden war, besuchte der Präsident die besten Lehranstalten dieser Art in Europa, u. a. auch die deutsche landwirtschaftliche Schule zu Hohenheim, sowie das Polytechnikum und die Tierarzneischule in Berlin. »

Auch jetzt, als ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, labt er

sich hier an den Quellen der Wissenschaft, was ihn aber nicht hindert, auch in die Politik noch einzugreifen, wenn er es für notwendig erachtet. Auf der Westseite der Bibliothek hat er dem Andenken seiner verstorbenen Gattin eine Steinbank gewidmet, von der aus man die Lage der Universität in vollen Zügen geniessen kann. Ithaka liegt am Südende des Cayuga-Lake, eines der sogenannten Fingerseen, die sich wie die Finger einer Hand südlich des Ontariosees ausstrecken. Abgesehen von der viel dünneren Besiedelung könnte man glauben, einen Zipfel des Züricher Sees vor sich zu haben. Wie gross er ist, wird man erst gewahr, wenn man weit über eine Stunde mit der Bahn an ihm hinfährt. Man könnte vermuten, hier durch Schweizer Ansiedelungen zu kommen: 324 miles von New York Station Interlaken (sprich Interleken) und 344 miles Station Geneva! Das amerikanische Interlaken guckt sehr freundlich aus Obstgärten und Zierbäumen hervor, überragt von zwei Kirchtürmen. Ob die kurz vorher an unserm Zuge vorbeifliegenden Rebenpflanzungen und ausgedehnten Pfirsichplantagen den fleissigen Händen von Interlaknern ihren Ursprung verdanken, kann ich nicht sagen. Geneva liegt am Nordende des dem Cayuga-Lake parallel laufenden Senecasees und macht einen sehr stattlichen Eindruck. Ob die Orte von Schweizern gegründet sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Es scheint mir zum mindesten zweifelhaft, denn die Namen dieses Landesteils sind mit naiver Willkür zusammengewürfelt.

Von Geneva geht es aus der Nord- in die Westrichtung über, auf unser heutiges Ziel, Buffalo, los. Immer weiter dehnen sich die Kornfelder aus, aber die berühmten tagereiselangen Weizenfelder des Mississippitales sind es noch keineswegs. Es ist vorwiegend Hafer und häufig sind die Unterbrechungen durch ziemlich verwahrlost aussehende, unbearbeitete Strecken.

Buffalo liegt bekanntlich am Ostende des Eriesees, da, wo seine Wasser beginnen, sich zusammenzudrängen, um über die Stufe der Niagarafälle dem Ontariosee zuzufliessen. Buffalo bestand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus einigen Blockhütten und zählt heute über 450,000 Einwohner. Auf den fünf Riesenseen, die die Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten bilden, Lake Superior, Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosee, der grössten Süsswasseransammlung der Erde, besteht ein Schiffsverkehr, der den New Yorks mehrfach übertrifft. Kein Wunder, dass Buffalo durch diesen Handel emporschnellt.

Auch die Industrie muss bedeutend sein. Was wir bei unserer Annäherung an die Stadt von Rauch und von ärmlichen Arbeiterwohnungen sahen, senkte sich bleiern, atemraubend auf Lunge und Herz. Ist man nach Verlassen des Zuges durch diese Zone hindurch, so wird man angenehm überrascht, eine helle, breitangelegte, gut ventilierte Stadt zu finden, die manches Imposante an öffentlichen Gebäuden und Anlagen aufzuweisen hat. Die Nähe der Seen scheint das Klima günstig zu beeinflussen. Während wir weiter östlich und südlich seit Wochen unter Trockenheit gelitten hatten und überall auf der Fahrt die Abhänge gelb vor Dürre waren, strotzt hier alles in frischem Grün. Wohlgepflegte Rasenflächen von so enormer Ausdehnung, wie wir sie auf tadellos gehaltenen Wegen im Automobil durchfuhren, haben wohl nicht viele Städte der alten und neuen Welt. Für Golf- und andere Rasenspiele stehen sie jedermann zur Verfügung. Einzelne Bäume und ganze Gruppen alter Waldbestandteile schaffen dem Auge entzückende Bilder und dem Spaziergänger Schatten. Ein kleiner See und mehrere monumentale Gebäude, von denen eins eine gute Gemäldegalerie enthält, bilden den Mittelpunkt. An diesen Delawarepark stösst der Platz, auf dem 1901 die Ausstellung stattfand und Mc. Kinley von Mörderhand fiel. Ein grosses, von vier steinernen Löwen bewachtes Denkmal erinnert an den Präsidenten. Roosevelt, der damalige Vizepräsident, wurde bekanntlich sein Nachfolger und leistete sofort hier in Buffalo den Eid auf die Verfassung.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir an den Eriesee hinausgelangten. Ein paar Schiffe fuhren auf der nur durch den Himmel begrenzten Wasserfläche in die dämmernde Nacht hinaus. Rechts, über dem Lande, schimmerte noch ein letzter rötlicher Streifen über dem versunkenen Gestirn. Darunter zog es unaufhaltsam die Wasser ihrem Schicksal entgegen, dem Niagara.

Mit dem gespannten Gefühl, ein Naturschauspiel erleben zu sollen, das wohl jedem schon von früher Jugend her als etwas unsäglich Gewaltiges vor der Seele steht, fuhren wir am nächsten Morgen nach dem Ort, der von den Fällen seinen Namen hat. Das gemütliche, von einem Deutschen gegründete Hotel, in dem wir abstiegen, liegt ganz in der Nähe der Stromschnellen, so dass wir von unsern Fenstern aus die schaumgekrönten, grünen Fluten zwischen den Bäumen durch konnten dahinschiessen sehen. Der Abfluss des Eriesees teilt sich vor seinem Absturz in zwei Arme. Eine Insel, Goat-Island, bewirkt das. Zwei Brücken

Niagara, die Stromschnellen oberhalb des amerikanischen Falls

Niagara, alle drei Fälle

Horseshoe Fall — Kanadisches Ufer

Goat Island

Central Fall — Amerikanischer Fall

führen von der amerikanischen Seite zu ihr hinüber. So kann man vom Festland aus, wie von beiden Inselufern die rauschenden Fluten aus nächster Nähe an sich vorbeieilen sehen. Natur und Kunst haben zusammengewirkt, um dem erhabenen Schauspiel einen lieblichen Rahmen zu schaffen. Die bis an das Wasser heranreichenden Rasenflächen sind mit prächtigen Bäumen bewachsen, die sich auf der Insel zum Wald verdichten. Malerische alte Hängeweiden streicheln mit ihren Zweigen die erregten Wogen und trotzen mit ihren uralten Stämmen auf hinausragenden kleinen Vorgebirgen den andringenden Wassern.

Durch diese Ouverture auf das Kommende vorbereitet, wenden wir unsere Schritte der Seite zu, wo der Vorhang aufgehen soll oder vielmehr, in diesem besondern Falle, herabwallt. Man sieht dort die Wassermasse plötzlich abbrechen und hört ein dumpfes, donnerndes Rauschen. Auf der amerikanischen Seite ragt ein Felsvorsprung etwas weiter vor als die Abbruchstelle, so dass man die herabwallenden Wasser gerade neben sich und die Felsen, auf die sie aufschlagen, wie auch die aufstäubenden Wasserwolken gerade unter sich hat. Durch einen Felskopf der Insel getrennt, stürzt jenseits dieses nächsten Falls noch ein zweiter, schmälerer, herab, der Zentralfall. Darüberhin, jenseits der Insel, erblickt man den dritten, den kanadischen Fall, den weitaus grössten, der ungefähr $^{9}/_{10}$ des gesamten Wassers führen soll. Anfänglich ähnlich wie der amerikanische Fall in ziemlich gerader Linie ansetzend, tritt er dann in weitem Bogen zurück und schwingt sich in mächtigem Halbrund an das kanadische Ufer hinüber. Horseshoe Fall (Hufeisenfall) heisst er dieser Form wegen. Von unserm jetzigen Standpunkt aus erscheint er nur als der malerische Abschluss des Gemäldes, mehr Bild als Wirklichkeit. Diese werden wir erst später erleben, wenn wir näher kommen. Von den zwei Möglichkeiten, in das Reich der wallenden Wasser einzutreten, mit dem kleinen Dampfer « Maid of the Mist » unten vor den Fällen zu kreuzen, oder direkt hinter dem Zentralfall durchzugehen, durch die sogenannte Cave of the Winds, scheint uns das letztere grössern Reiz zu besitzen. Auf der Insel ist ein hübsches, säulengetragenes Gebäude. Hier entledigt man sich in Kabinen sämtlicher Kleider, legt statt dessen wollene Jacken und Hosen an und zieht darüber einen geölten Mantel mit Kapuze. Die Füsse steckt man in festgeschnürte Leinenschuhe, die von unsern Vorgängern noch nass sind. So ausgerüstet erscheinen wir, Männlein und Weiblein, vier Personen

Niagara, der kanadische (Horseshoe-) Fall

stark, wieder am Sonnenlicht und steigen unter Vorantritt eines Führers auf einer in den Fels gebauten Wendeltreppe etwa die Hälfte der Uferhöhe hinunter. Von hier geht ein Pfad über Gras und Geröll dem Steg zu, der uns von jetzt an weiter leiten soll. Auf beiden Seiten von einem festen Geländer eingefasst, das man bequem mit beiden Händen erfassen kann, steigt man zunächst in ziemlich respektvoller Entfernung zwischen Felsblöcken an dem Fall hin, zieht sich um diesen herum und kehrt dann zwischen Wand und Fall zum Ausgangspunkt zurück. Wir trafen es insofern besonders günstig, als nach Aussage des Führers das Wasser seit acht Jahren nicht so hoch gestanden war wie jetzt, 18 Zoll über dem Durchschnitt. Was wir da an Begossenwerden vom sanftesten Pianissimo bis zum rasendsten Fortissimo erlebt haben, spottet jeder Beschreibung, und wir sagten uns beim Schluss des Erlebnisses, wessen Nerven und Herz das ausgehalten haben, der ist gesund. Diese aufprallenden und wieder zurückgejagten Wassermassen erzeugen einen solchen Luftdruck und betäubenden Lärm, dass man, in Wasserwolken gehüllt, von Wassergüssen gepeitscht, inmitten eines Orkans zu stehen glaubt. Die Augen kann man nicht mehr offen behalten; dem Geländer vertrauend, tastet und kämpft man sich weiter.

Von Zeit zu Zeit versucht man es aber doch und schaut nach oben. Da leuchten durch die Sturzbäche und Wolkenschwaden hindurch, ruhig und erhaben wie die Alpenfirnen, im hellen Sonnenschein die weissen Kämme der abbrechenden Wassermassen zu uns herab und darüber steht, unberührt, unerreichbar, das blaue Himmelsgewölbe. Es war ein Aufschauen aus unserer Nichtigkeit zum Ewigen.

Den kanadischen Fall erreicht man nach Überschreiten der ziemlich weit unten gelegenen Brücke. Hier, wie auf der amerikanischen Seite, wird man angenehm überrascht von den schönen Anlagen, Königin Viktoria-Park genannt, und von dem Fehlen jeglicher Reklame. Wenn man sich vergegenwärtigt, was für einen Raum sonst in Amerika die Riesenplakate in Anspruch nehmen, so verdient es um so mehr Anerkennung, dass hier die beiden Nachbarvölker übereingekommen zu sein scheinen, das Gebiet des Niagara als geweihten Boden zu betrachten und keine Entstellung der Natur zu dulden.

Auf dem Rock Table steht man dem Horseshoe Fall so nahe, wie es möglich ist. Über ihn hinweg sieht man in ganzer Breite den Strom daherkommen, der den Fall bilden wird. Sein Gefälle ist so stark, dass man die ganze Fläche weit hinauf überblicken kann. Die Horizontlinie wird durch auf- und abtanzende weisse Wellenköpfe gebildet, die im nächsten Augenblick sich vorwärtswälzen, um durch neue ersetzt zu werden. In Stufen abbrechend und sich überstürzend, drängt es mit wachsendem Ungestüm vorwärts; kleine Felsen, Inselchen mit einzelnen Bäumen stellen sich entgegen. Die Schaumkronen erscheinen wie Eisschollen, die in wildem Durcheinander dahergeschossen kommen. Kurz vor dem Fall kommt Ruhe in dieses Chaos. Die Zerrissenheit weicht der Geschlossenheit. In breitem, schwerem Lauf wälzt der Schwall sich mit unwiderstehlicher Wucht heran, von hier aus gesehen dunkelfarbig, finster. So naht sich die Flut der Stufe. Weich, voll, schwer senkt sie sich über den Fels. In diesem Augenblick verwandelt sich die Farbe. Das schönste Grün unserer Alpenseen kann nicht schöner sein, als die smaragdene Fülle, die hier seit Jahrtausenden am Rande des Abgrundes aufblüht und, kaum geboren, verschwindet. Denn sobald der Strom aus der gewölbten Linie in die senkrechte übertritt, da verliert die kompakte Masse ihren Zusammenhalt und stürzt, in Myriaden von Tropfen aufgelöst, völlig weiss in den Schlund. Aber nur für kurze Zeit dem Auge sichtbar. Die Tropfen, die

aneinander vorbeijagend in die Tiefe schiessen, steigen im nächsten Augenblick, in viel kleinere Atome zerschmettert, als Wolken wieder auf und umhüllen den unteren Teil des Falles als ein jedem Sterblichen unzugängliches Geheimnis. Hin und wieder steigen sie wie Dampfsäulen hoch über den Kämmen des Falles auf oder der Wind treibt sein Spiel mit ihnen und überschüttet Strasse, Häuser und Park mit dichten Regenschauern. Bei günstigem Stand zaubert die Sonne köstliche Farbenbilder an den Himmel. Kommen die aufwärtsjagenden Wasserwolken in den richtigen Winkel zum Auge des Zuschauers, so werden sie zu Trägern eines mit ihnen emporwachsenden Regenbogens, sogar eines doppelten. Je höher die Wasserperlen steigen, um so höher klimmen von links und rechts her die siebenfarbigen Bogenteile in die Luft, immer mehr sich einander nähernd, um hoch oben die Wölbung zu schliessen. War die auftreibende Kraft genügend, so gelingt's. Bei schwächeren Stössen bleibt's bei den Bruchteilen. Im nächsten Augenblick ist alles in sich zusammengesunken und verschwunden und das luftige Wasser-Farbenspiel beginnt von neuem.

Was nach dem Absturz des Wassers in den Kessel, in welchem es kocht wie in einem isländischen Geysir, geschieht, ist auch schön, sogar grossartig, lässt sich aber mit dem Vorangegangenen nicht vergleichen. Eine zweistündige Fahrt im elektrischen Wagen umkreist den ganzen untern Lauf. Auf der kanadischen Seite hoch oben, am Rande des felsigen Ufers, auf der amerikanischen unten am Flusse hinfahrend und allmählich an der Wand hinauf zur Höhe zurückkehrend. Quirlend, brodelnd und strudelnd breitet der Fluss sich nach seinem Sturz aus, dann, in verengtem Bette, jagt er in hoch sich aufbäumenden Wellen dahin, beruhigt sich etwas im Whirlpool, brandet noch einmal eine kurze Strecke auf, dann senken sich die hohen Ufer und die Wasser gleiten so ruhig dahin, dass bis hier herauf grosse Dampfschiffe vom Ontario kommen. Bei dieser Umkreisungsfahrt sieht man, dass die Felsschichten, in die sich der Strom eingefressen hat, völlig horizontal verlaufen, ohne jede Wellenlinie oder gar Verwerfung.

Einem solchen Dampfer vertrauten wir uns am nächsten Morgen an, um den Ausflug nach Kanada zu unternehmen. Die Grenze zwischen beiden Ländern ist bei der Einmündung des Flusses in den See links und rechts durch bescheidene Befestigungen markiert. Unser nächstes Ziel war das am Nordufer des Ontario liegende Toronto. Schon auf dieser kurzen Fahrt ver-

loren wir für längere Zeit das Land ganz aus den Augen. Nach etwa halbstündiger Fahrt fiel mir auf, dass nördlich sich eine dunkle, bei unserer Annäherung wachsende Fläche ausdehnte. Vom Wind oder irgendeiner Spiegelung konnte es nicht herrühren. Das Wasser, in dem wir fuhren, war grüngelb, undurchsichtig, das andere dunkelblau durchsichtig. Beim Überfahren der Grenzlinie ergab sich, dass diese, so weit das Auge reicht, ganz scharf nach Osten und Westen zu verfolgen war, und es ward mir klar, dass die Trübung vom Niagarageschiebe herrührt und so weit in den See hinaus reichte.

Reich an Türmen, hohen Gebäuden, worunter auch eine Anzahl Wolkenkratzer, wie auch an Fabrikkaminen, breitet Toronto sich am Nordufer des Ontario aus. Der Hafen ist geschützt durch eine ihm vorgelagerte lange, schmale Insel und eine Landzunge, die nur eine enge Durchfahrt frei lassen. Vom Lande aus gesehen bietet diese Umrahmung des Hafens ein überaus anmutiges Bild. Yachten und kleinere Boote durchkreuzen das leichtbewegte Wasser, auf dessen blauer Fläche die Segel wie Möven dahinschweben, vor etwaigen Unbilden des grossen Sees geschützt durch die lang hingestreckte weissgrüne Insel.

Toronto hatte 1834 9254 Einwohner, 1912 443,751. Sein Strassennetz ist 402 miles lang. Wie Buffalo für den Eriesee, so ist Toronto der Stapelplatz für den Handel des Ontariosees. Die Provinz Ontario produzierte im Jahr 1911 318 Millionen bushels Getreide. Kein Wunder, dass bei solchem Hinterland mit seinen Wäldern die Stadt aufblühte. Was einem beim Betreten angenehm auffällt, das ist die Abwesenheit von Holzhäusern, wie sie in den Vereinigten Staaten gang und gäbe sind. Trotz des raschen Wachstums erhält man den Eindruck der Solidität. Die Strassen alle breit und hell, die Häuser nicht übermässig hoch, von guter Konstruktion, die öffentlichen Gebäude geschmackvoll, vielfach imposant. Das Rathaus mit seinem mächtigen Turm, das Parlamentsgebäude, die Universität, das neue Krankenhaus, die vielen Banken sind gross gedacht und ausgeführt. Staunenswert ist der feine Geschmack der Villenquartiere. Wir fahren durch mehrere Dutzende von Strassen, wo sich ein Landhaus an das andere anreiht, eines hübscher und geschmackvoller als das andere. Auch da, wo ausnahmsweise mal derselbe Architekt ganze Reihen gebaut hatte, unterschied sich jedes von seinem Nachbar durch feine Einzelheiten. Eine so reiche Muster-

karte guten Geschmacks habe ich auch in keiner europäischen Stadt gefunden. Auch hier kein einziges Holzhaus. Man sollte ein Album mit Ansichten von diesen Privathäusern herausgeben, um den Sinn für schöne Wohnungen ohne übertriebenen Aufwand verbreiten zu helfen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das solide Gepräge, das die Stadt und ihre Umgebung trägt, auf englischen Einfluss zurückführt. Die enge Verbindung mit dem Mutterlande macht sich geltend. Alte englische Kultur wird durch die Einwanderung aus Grossbritannien, durch englische Beamte, Kaufleute, Offiziere, die mit den Ansprüchen und Gewohnheiten ihrer heimischen Kultur hierher kommen, wach gehalten und gepflegt. In grellem Gegensatz zu diesem feinsinnigen Geschmack steht eine Protzopolis, die sich ein Grosseisenbahner, Sir P., am Rande der Stadt auf einem Hügel baut. Ebenso umfangreich wie geschmacklos, mit Zinnen und vielen Türmen, schaut die Burg auf die Armen, die weniger als eine Million haben, verächtlich herab. Die Gärtnerwohnung und die Stallungen, die auf der andern Seite der Strasse liegen, mit zwei hohen Türmen, sind allein schon grösser als manches europäische Schloss.

Als Beweis, wie schnell die Photographen im neuen Erdteil arbeiten, wofür man ja übrigens tagtäglich Belege in den illustrierten Zeitungen findet, erwähne ich, dass wir unterwegs in unserm Aussichtswagen photographiert wurden und schon drei Viertelstunden später an einer Haltestelle der Photograph den Fahrgästen zehn fertige, sauber auf Karton aufgezogene Photographien in Quartformat zum Kaufe anbot.

Gegen Abend begaben wir uns wieder an den Hafen, um das Schiff zu einer 24stündigen Wasserfahrt zu besteigen. Wir haben mit Toronto den westlichsten Punkt unserer Reise erreicht und steuern nun gen Osten, hinaus in den sinkenden Abend und bald in die dunkle Nacht. Nach etwa elfstündiger Fahrt, ohne Aufenthalt, erreicht man das östliche Ende des Ontariosees, wo er sich langsam verengt, um nun als St. Lawrence-Strom, einer der gewaltigsten Ströme der Erde, weiterzufliessen. In seinen weiten Armen, den manchmal fast bis zum Unsichtbarwerden zurückweichenden Ufern, hält er die Thousand Islands. In allen Grössen und Formen ragen sie aus dem Wasser auf. Kleine, fast ertrinkende Eilande, mit ein wenig Grün, ein, zwei Bäumen, kahle Felsklippen, begraste Rücken mit Hirten und weidendem Vieh, lauschige Waldwinkel, aus denen Häuser hervorlugen,

auch mal ein Schloss mit Boot- und Yachthaus, dann wieder Inseln so gross, dass sie ganze Wälder und Villenkolonien tragen, so schwimmt es in buntem Wechsel an uns vorbei, stunden- und stundenlang.

Schon bei der Stadt Kingston, am eigentlichen Beginn des St. Lawrence, hatten wir unser grosses Schiff gegen ein kleineres ausgewechselt, weil es jetzt die Rapids, die Stromschnellen, zu durchfahren gilt. Schon von weitem sieht man das bisher ruhig dahingleitende Wasser sich schäumend aufbäumen. Beim Näherkommen erkennt man, dass die Seitenarme höher liegen als der Hauptstrom und das Wasser aus ihnen wie von einer Terrasse gegen uns zu herabfliesst. Mit grosser Sicherheit nimmt das Schiff seinen Kurs durch die brausende Flut. An diesen nicht gefahrlosen Stellen, die ein Stromaufwärtsfahren unmöglich machen, geht der reguläre Schiffsverkehr durch einen an beiden Enden mit je zwei Schleusen versehenen Seitenkanal. Endlich liegt die letzte der Tausend Inseln hinter uns. Der Strom erweitert sich zu einem See, dessen Ufer links und rechts nur noch als zarte Linien am Horizont erscheinen. Gerade aus verschwinden sie ganz. Man könnte meinen, es gehe ins offene Meer hinaus. Die Fahrstrasse ist mit Klingelbojen und auf Schiffen schwimmenden Leuchttürmen gekennzeichnet. Ein Kanoe kann sich vor unseren Wellen noch gerade hinter einen solchen retten. Als wir uns dem rechten Ufer nähern, haben wir Gelegenheit, eine Indianer-Reservation zu sehen. Sie sieht nicht viel anders aus, als ein gewöhnliches amerikanisches Dorf, eine Masse zerstreuter Holzhäuser, die ich mit meinem Kodak fixieren konnte.

Noch steht uns die grösste der Stromschnellen, die Lashine Rapids, bevor. Der Schiffsangestellte und Postkartenverkäufer, der im Laufe des Tages dank seiner Zungenfertigkeit etlichen Passagieren schon schwarze Brillen angehängt hatte, weil sie sonst vom Wasser würden geblendet werden, bezog von neuem seinen Posten auf dem Vorderdeck, um auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Alles drängt sich möglichst nahe der Spitze auf Unter- und Oberdeck zusammen, um das Schauspiel verfolgen zu können. Mehrere Inseln verengen das strudelnde Wasser. Staunend fragt man sich, welchen dieser tosenden Pfade das Schiff wohl einschlagen wird. Mitten in das ärgste Wellengewirre nimmt es seinen Kurs und schiesst wenige Meter von einem, vom Wasser überspülten Felsen entfernt, in den kochenden

Indianer-Reservation am St. Lawrence

Stromschnellen des St. Lawrence

Strudel hinein. Meine Frage, woher diese Stromschnellen rühren, konnte mir niemand beantworten. So viel scheint mir sicher, dass nicht wie beim Bingerloch am Rhein oder beim Hellgate bei New York nahe unter der Oberfläche liegende Felsen oder ein Näherzusammentreten der Ufer die Ursache sind. Letzteres ist dadurch ausgeschlossen, dass der eine der Rapids sich an einer seeartig breiten Stelle befindet, und, verursachten Felsköpfe die Strudel, so wäre ein Durchfahren ausgeschlossen. Der Grund ist vielmehr vermutlich in einem stufenartigen Abbrechen des Flussbodens zu suchen.[1] Das wurde besonders bei den Lashine Rapids deutlich. Das wasserfallartig abstürzende Wasser schlägt, sich aufbäumend, zurück, immer wieder, so oft die Stufen sich wiederholen. So entstehen die stromaufwärts gerichteten hohen Wellen. Dass es für eine glückliche Durchfahrt, ohne dass irgendwo Seezeichen angebracht wären, eines sehr erfahrenen und kaltblütigen Steuermannes bedarf, liegt auf der Hand, und ich zweifle, ob man in Europa überhaupt ein solches Wagnis mit der öffentlichen Sicherheit für vereinbar halten würde. Beim Hinabsausen über den letzten Absatz gab es einen so plötzlichen Ruck, dass eine Anzahl Passagiere durcheinander purzelte.

Um das Gruseln zu erhöhen und seiner Ansichtskarte den Weg zu bahnen, verkündet der Verkäufer, diese Strudelfahrt sei zuerst von dem Indianer Big John in einem Kanoe riskiert worden, wie es auf dieser Ansichtskarte zu sehen sei. Drei Stück für 5 Cents — kaufen Sie, meine Herren, bald werden sie vergriffen sein.

Diese mehr belustigende als störende Reklame konnte den Reiz der Fahrt nicht beeinträchtigen. Gespannt blickt das Auge nach links, wohin der Strom sich in weitem Bogen wendet. Dort winkt dem Überwinder der Stromesgefahren der Siegespreis, die Königin der kanadischen Städte, wie sie sich mit etwas übertriebenem Selbstlob nennt, Montreal. Vom Wasser aus gesehen, ist der Anblick vielverheissend. Überragt vom Mont Royal, lagert sie sich mit ihren mehr als 500,000 Einwohnern weithin am Ufer. Wie Buffalo und Toronto ist Montreal innerhalb eines Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen zu seiner jetzigen Bedeutung emporgeschossen. Aus einer Indianeransiedelung hervorgegangen, zählte es 1809 12,000 Ein-

[1] Von einem bekannten Fachgelehrten hörte ich seither, der Grund liege darin, dass der St. Lawrence noch ein *sehr junger* Fluss sei und daher sein Bett noch nicht flach und gleichmässig genug ausgewaschen habe.

wohner. Der Schiffsverkehr betrug 1840 31,000 Tonnen, 1899 über fünf Millionen. Im gleichen Jahre landeten 670 Ozeandampfer und 10,991 Inlandschiffe. Darin liegt eben die grosse Bedeutung der Lage Montreals, dass von hier an der St. Lawrencestrom, der von den fünf Seen her den Binnenhandel vermittelt, auch für Ozeandampfer schiffbar ist. Dazu kommt, dass hier eine der grössten Eisenbahnlinien, die beide Ozeane miteinander verbindende Canadian Pacific, ihren Verwaltungssitz hat. Der Eindruck, den die Stadt im Innern macht, ist viel weniger freundlich, als der von Toronto. Die Strassen haben etwas Düsteres, Verwahrlostes. Mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit sind viele links und rechts von Telephon- und Starkstromleitungsstangen von vier Stockwerk Höhe eingefasst. Stangen darf man überhaupt nicht sagen. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten kennt man unsere schnurgeraden, glatten Telegraphenstangen nicht. Es sind Bäume, wie man sie aus dem Walde holt, geschält, verwittert, krumm und schief, mit notdürftig entfernten Astansätzen. In beliebiger Anzahl und beliebiger Entfernung von einander, bis zur halben Höhe herunter, sind eben so roh behandelte Querhölzer aufgenagelt, mit Isolatoren aus grünem Glas. Daran hängt es nun voll von Drähten verschiedener Dicke. Dazwischen stehen kleinere Stangen mit anderen Leitungen. Alles, wohlgemerkt, zu beiden Seiten der Strassen. Damit nicht genug, geht auch noch ein Gewirre von Drähten quer über die Strasse. Die Folge ist, dass, wenn man eine Strasse entlang sieht, man fast gar keine Häuserfronten erkennt. Die Stangen, Querhölzer und Drähte decken sie mit Grau und Schwarz zu. Hoffentlich siegt auch hier einmal der Schönheitssinn über das reine Utilitätsprinzip. Früher soll es in New York ähnlich gewesen sein und jetzt entstellt kein einziger Draht die schönen Strassen.

Auch abgesehen hiervon, machte uns Montreal einen bei weitem nicht so frischen, lebensvollen Eindruck wie Toronto, vermutlich, weil der englische Einfluss nicht so stark ist, wie in Toronto. Montreal ist bekanntlich eine französische Gründung. Von den über 500,000 Einwohnern sprechen 250,000 französisch, und 150,000 englisch. Der westliche, sorgfältiger gehaltene Teil der Stadt ist der englische, der östliche der französische; die französische Bevölkerung steht stark unter dem Einfluss Roms. Zahllos sind die katholischen Kirchen, und die meisten stattlichen Gebäude, nach deren Bestimmung man fragt, sind Klöster,

katholische Seminare, Schulen, Institute, die durch die Aufhebung der Klöster in Frankreich noch bedeutenden Zuzug erhalten haben.

Ein andrer Wind weht unten am Hafen. Da rollt und rasselt das Treiben des Welthandels. Da haben die grossen Dampferlinien ihre Piers und Lagerhäuser, in deren endlosen feuersichern Räumen die Produkte Kanadas der Versendung harren. Holz in allen Formen, von den mächtigen noch mit Rinde bekleideten Stämmen bis zu den Bergen feinen Ahornfourniers, Roheisen, Rohblei usw. Der Hauptexportartikel, Korn, befindet sich in den riesigen Grain Elevators, deren neuesten und grössten, von der Regierung erbauten, wir eingehend besichtigen durften. Die Grösse der von ihm bedeckten Bodenfläche kenne ich leider nicht. Der Bau ist jedenfalls erheblich länger als das Berner Münster. Die Höhe beträgt 235 Fuss. Der Zweck dieser Elevators ist der Ent- und Verlad aller Arten von Korn. Die zu seinen Füssen anlegenden Schiffe müssen womöglich speziell für den Korntransport gebaut sein. Es sind lange, hinten und vorne abgerundete Eisenkasten, ohne alle Ecken und Winkel, damit das zu löschende Getreide ganz von selbst nachrutscht. In den Innenraum dieses Schiffes lässt der Elevator ein dickes Rohr hinabhängen, in welchem, dem Auge nicht sichtbar, sich wie bei einem Bagger aneinander aufgereihte Eimer befinden, die, von der Maschine getrieben, leer herunterkommen und gefüllt in den Elevator zurückkehren. Das geht so schnell, dass sie in einer Stunde 20,000 bushels befördern können. Oben im Elevator angelangt, fällt das Getreide durch trichterartige Eisenblechkasten in eine Wage, deren eine ganze Reihe nebeneinander in dem Riesenraum steht und jede sechzig Tons = 120,000 Pfund fasst. Unter diesem Stockwerk ist das Gebäude in seiner ganzen Breite und 95 Fuss tief von einem fünf Millionen bushels fassenden Lagerraum eingenommen, in dem das Getreide bis zum Weiterversandt aufgespeichert wird. Nur in den Lifts kann man durch senkrechte Tunnels durch diesen enormen Kasten hindurchgelangen. Dieser Versandt geschieht durch Lederriemen von etwa 1 Meter Breite, mit aufgestülpten Rändern. Diese laufen wie Treibriemen mit 800 Fuss Schnelligkeit in der Minute durch die Räume des Speichers und nehmen das unablässig auf sie herabströmende Getreide mit. Wir gingen zwischen vier solchen Treibriemen hin, links und rechts je zwei übereinander und in jedem schoss gleich einem Bach

Montreal, der Grain Elevator von einem der Piers aus

ein ununterbrochener Strom von Hanfsamen und Hafer neben uns hin. Beim Verlassen des Gebäudes verschwinden diese Treibriemen in einem hoch durch die Luft gehenden, geschlossenen Holzkanal, der, acht miles lang, sich am Quai hinzieht und in die einzelnen Piers verzweigt, um seinen Inhalt an andere Schiffe oder an die Eisenbahnen abzugeben. An einem der Piers sah ich z. B. zirka 25 Rohre von dem Holzkanal herabhängen, durch welche die goldene Frucht in die davor liegenden Schiffe hinabfliessen kann.

Die Hafenanlage ist in ständigem Wachsen begriffen. Obwohl auf einer Insel angelegt, auf allen vier Seiten von Wasser umgeben, hat Montreal unbegrenzten Raum zur Vergrösserung der Quais, ganz nach Bedürfnis.

Eine nette Erinnerung an Montreal ist es, dass wir das Glück hatten, fünf Indianer zu sehen. Sie fuhren im Tram an uns vorbei und wir bedauerten schon, sie nur so flüchtig gesehen zu haben, als sie auf der nächsten Haltestelle ausstiegen und langsam durch die Strasse wandelten, zwei Männer und drei Frauen. Offenbar waren es vornehme Leute, Häuptlinge, in reichen Gewändern und mit kräftig geschnittenen, intelligenten

Gesichtern. Im glänzend schwarzen Haar grosse weisse Federn, der Scheitel ockergelb gefärbt, die Gesichtsfarbe ein etwas ins Gelbliche spielendes, prachtvolles Rotbraun, der rohlederfarbene Mantel bunt bemalt und mit Perlen gestickt, die Hosen von gleicher Farbe, die Füsse in hellbraunen, bestickten, rohledernen Schuhen. Die ganze Kleidung tadellos frisch und sauber. Die Frauen waren ganz ähnlich gekleidet und trugen auch Hosen. Wie die fünf so durch die Menge schritten, hatte man das Gefühl: das sind die Könige, die alten Herrscher des Landes, aus dessen Besitz sie wider alles Recht vertrieben worden sind. In ihrer würdevollen Art, sich zu bewegen, in ihrem überlegenen, ja verächtlichen Gesichtsausdruck war deutlich zu lesen: wir hassen euch Bleichgesichter!

Ein Versuch, die Gruppe zu photographieren, misslang leider wegen der trüben Beleuchtung und trug mir nur einen leichten Schlag der einen Indianerin auf den Arm ein.

Auf der Victoria Jubilee-Brücke (1899 vollendet), die den hier nahezu zwei Meilen breiten St. Lawrencestrom mit 25 Eisenbögen überschreitet, fuhren wir wieder dem Süden und den Vereinigten Staaten zu. Wir übernachteten in Plattsburg am Lake Champlain und bestiegen am nächsten Morgen einen Dampfer, der uns an das Südende des Sees brachte. Nach kurzer Eisenbahnfahrt gelangt man an das Ufer eines zweiten Sees, des Lake George, auf dem wir die Dampfschiffahrt fortsetzten. Diese mehr als den halben Tag in Anspruch nehmende Seefahrt erschloss uns ein Gebiet von grosser Schönheit. Der Lake Champlain ist lieblicher, der Lake George grossartiger. Die umgebenden Hügel wachsen, je weiter man nach Süden kommt und werden schliesslich zu ansehnlichen Bergen. Reicher Wald fasst die Ufer ein, unterbrochen von kleineren und grösseren Ortschaften. Auch schroffe Felsabstürze steigen direkt aus dem Wasser auf. Über die näheren Bergkämme ragen im Westen die noch höheren Kuppen der Adirondaks herüber, ein flussreiches Gebiet, viel besucht von die Einsamkeit liebenden Sportfischern. Der Lake Champlain war in dem Krieg 1812—14 der Schauplatz von Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern. Die englischen Kriegsschiffe kamen damals vom St. Lawrencestrom herauf und lieferten den Franzosen eine blutige Seeschlacht. Die Trümmer der damals zerstörten Befestigungen sind noch heute zu sehen.

Das auf der Hinreise nach Gilbertsville berührte Albany

Lake George

wurde unser Nachtquartier. Unsern Plan, von hier aus am nächsten Morgen mit dem Boot auf dem Hudson nach New York hinunterzufahren, mussten wir aus Mangel an Zeit aufgeben. Aber auch so, mit der Bahn an ihm entlang fahrend, sahen wir viel von dem herrlichen Strom. Im oberen Lauf vertreten Eishäuser die Rolle der Burgen am Rhein. Diese grossen, einfachen, aber nicht geschmacklosen Bauten geben einen kleinen Begriff von der Wichtigkeit der Eisindustrie in den Vereinigten Staaten. Nirgends wohl ist das gefrorene Wasser von solcher Bedeutung, wie in dem Lande des icewater und des icecream. Nach und nach werden sie verdrängt durch kleine und grosse Ortschaften. Drüben auf der Höhe tronen die stattlichen Gebäude von Westpoint, der amerikanischen Militärakademie. Weisse, schöne Dampfer ziehen stromauf- und abwärts. Links und rechts pusten Personen- und endlose Güterzüge dem Ufer entlang. Schwerfällig schleppen kleine Dampfer tiefliegende Züge von Lastschiffen. Fischer werfen ihre Angel aus, Badende winken uns zu. Arbeiter häufen Blöcke auf Blöcke, um dem Hudson Land abzugewinnen. Behaglich sich sonnend, erweitert der Fluss sich seeartig und bildet Buchten, die wir in weitem Bogen umfahren müssen.

Nach dreistündiger Fahrt überschreiten wir den Harlem River, der den Hudson mit dem East River verbindet und fahren der Länge nach die Manhattanhalbinsel hinunter, die zahllosen Querstrassen schneidend, die östlich und westlich vom Broadway ausstrahlen, durch die Strassen selbst auf hohem Gerüst dahinrasselnd, bis wir ins Erdinnere verschwinden und in einem der grossartigsten Bahnhöfe der Welt, dem Grand Central, landen. Man müsste Fachmann sein und sich alle Einzelheiten haben zeigen lassen, um über diese Muster- und Meisteranlagen anschaulich berichten zu können. Inmitten des grossstädtischen Verkehrs gelegen, musste der ganze Verkehr in den Boden verlegt werden. Was man von aussen sieht, ein stolzer monumentaler Marmorbau, sind nur Zugangsräume, Wartesäle u. dgl. Aus dem Erdinnern zum Tageslicht emporsteigend, sieht man staunend an der Wölbung der Halle einen tiefblauen Himmel mit Sternbildern und den Wendekreisen über sich aufsteigen, ein in dem als nüchtern verschrieenen Amerika um so mehr überraschender Anblick. Mit was für Schwierigkeiten der Bau verknüpft war, mag man daraus entnehmen, dass alles, wie in New York überhaupt, in den Fels gesprengt werden musste, und dass der Eisenbahnbetrieb während des ganzen Baues ohne Unterbrechung aufrecht erhalten wurde. Der Grand Central dient dem Verkehr nach dem Norden und Westen.

Die Pennsylvania Station, eine ähnlich grossartige Eisenbahnanlage, vermittelt den ganzen Verkehr nach Süd und West. Ihre Züge verlassen den Bahnhof unterirdisch, gehen mit elektrischer Kraft unter dem Hudson und unter dem Eastriver durch und erhalten erst, wenn sie hier ans Tageslicht treten, ihre Dampfbespannung. Hier ist die Frage gelöst, wie man sich helfen soll, wenn der Platz in horizontaler Ausdehnung nicht genügt. Man geht in die Tiefe. Eine ganze Welt von Restaurants, Kaufläden, Bureaux usw. lebt da unten, hell beleuchtet, strahlend in weissem Marmor, bequem zugänglich.

Von diesem Bahnhof aus setzten wir die Reise nach Washington fort. Auf solchen grösseren Strecken tut man besser, einen Parlor Car zu nehmen, besonders wenn es so heiss ist, wie es jetzt der Fall war. Bekanntlich kennt man sonst in den Vereinigten Staaten nur eine Eisenbahnklasse. Der ganze, sehr lange, schwer gebaute Wagen besteht aus einem Raum mit 17—20 zweisitzigen Bänken auf jeder Seite. In der Mehrzahl der Wagen sind sie mit Plüsch überzogen, in den für Raucher

bestimmten mit Leder. Sehr praktisch ist die Einrichtung, dass die Rücklehnen durch eine einfache Handbewegung nach vorn oder hinten geklappt werden können. Wer allein oder höchstens mit einer Person fahren will, lässt seinen Sitz, wie er ist. Wollen drei oder vier beisammen sein, so klappt man eine Rücklehne nach der entgegengesetzten Seite. Am Ende jedes Wagens befindet sich ein Hahn an der Wand, aus dem man in dazu gelieferten Papierbechern seinen Durst mit Eiswasser löschen kann, was bei der Julihitze natürlich viel benutzt wird. In den Parlor Cars, die ungefähr eben so gross sind, stehen auf jeder Seite etwa zwölf sehr bequeme Lehnstühle, die man nicht von der Stelle rücken, wohl aber nach allen Seiten drehen kann, so dass es einem frei steht, hinauszugucken, sich mit seinem Gegenüber vorne, hinten oder auf der andern Seite zu unterhalten.[1]

Alles was wir von heisser Luft bis jetzt erlebt hatten, war ein Kinderspiel im Vergleich zu heute. Durch die nach allen Seiten geöffneten, nur durch das Drahtgeflecht abgesperrten Fenster fuhr ein wahrhaft glühender Luftstrom ins Innere, dessen Insassen sich ununterbrochen, aber vergeblich den überall hervorbrechenden Schweiss abtrockneten. Wir unter- resp. überfuhren die Flüsse, die wir weiter nördlich in ihrer Jugend gesehen, den Hudson, Susquehanna und Delaware. Von grossen Städten berühren wir nur Philadelphia, Wilmington und Baltimore. Eine lange Strecke viergleisig, dann dreigleisig geht die grosse Verkehrsstrasse nach dem Süden. An kleineren Städten donnert unser Zug über 10, 12 und mehr Strassenüberführungen weg. Fast wie eine Explosion sind die auf dem Nachbargleise uns entgegenkommenden Züge da und wieder verschwunden, im Vorbeisausen uns einen Luftdruck hereinsendend, der wie ein heftiger Stoss wirkt.

[1] Der enormen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes ist es wohl zuzuschreiben, dass manches im Betrieb noch etwas primitiv ist. Nur bei den neuen Bahnanlagen findet man bei Strassenkreuzungen Unter- oder Überführungen. Um sich die Kosten von herablassbaren Barrieren und dazu nötigen Bahnwärtern zu ersparen, beschränkt man sich darauf, das Publikum zu warnen und zum Selbstaufpassen zu erziehen. An den meisten Lokomotiven befinden sich ziemlich grosse, weithin schallende Glocken, die automatisch zu läuten anfangen, sobald sich die Maschine in Bewegung setzt. Man kann sich das Konzert auf einem Bahnhof vorstellen! An den Strassenkreuzungen ist es nun Sache des Publikums, die Ohren zu spitzen, ob sich nicht ein Geläute nahe. Zu dem Zweck sieht man an den Kreuzungen hohe Stangen mit der väterlichen Ermahnung: Railroad crossing. Stop and listen! Look out for the cars!

Vegetation und Feldbau verraten nicht, dass wir uns auf einer Höhe mit Sizilien befinden. Der Mais ist etwas höher als im Norden, von südlichen Gewächsen, Agaven oder dgl. ist aber nichts zu sehen. Der Laubwald überwiegt nach wie vor.

Der Himmel hatte sich inzwischen überzogen und jenseits Baltimore wehte uns kühlere Luft entgegen. In Washington zeigt sich warum. Vor kaum einer Stunde hatte ein Zyklon dort gewütet. Der Boden war buchstäblich grün von Blättern und Zweigen. Halbe und ganze Bäume, abgebrochen oder mit dem ganzen Wurzelwerk ausgerissen, versperrten die Strassen, lagen gefällten Riesen gleich in den Anlagen. Wie wir uns bei einem Ausflug am nächsten Tage nach Mount Vernon überzeugten, hatte der Sturm weit über das Weichbild der Stadt hinaus in den Waldungen und benachbarten Ortschaften gleiche Verwüstungen angerichtet, und da es an den nötigen Arbeitskräften fehlte, sah man noch am dritten Tage vielfach die Bäume in den Strassen herumliegen. In einer Strasse waren sechs Bäume neben einander ihrer Krone beraubt. Die Dachbedeckungen der Häuser muss eine sehr solide sein. Man vernahm nichts, dass durch herabfallende Ziegel Unheil angerichtet worden sei. Dagegen hatte der Zyklon von einem mehrstöckigen Steinhause das Welldach abgerissen und dann das Gebäude zum Einsturz gebracht, mehrere Menschen unter den Trümmern begrabend.

Nach europäischen Begriffen ist Washington vielleicht die schönste amerikanische Stadt, die ich gesehen habe. Wenn man von einer Höhe auf sie herabblickt, erscheint sie ganz mit Grün durchwirkt. Vom hochgelegenen Kapitol herab ziehen sich breite schöne Avenues durch die Stadt und münden auf runde Plätze mit hübschen Anlagen, von welchen neue Strassenzüge ausstrahlen und neue Plätze treffen, von denen aus das Gleiche sich wiederholt. Mit Ausnahme des eigentlichen Stadtinnern, das mit seinen schönen Bauten einen geradezu glänzenden Eindruck macht, finden sich fast überall Alleen mit Wohlstand verratenden Häusern, aber auch ganz einfachen Wohnungen, vor deren Türen und an deren Fenstern Neger sitzen. Die Schwarzen geben Washington einen eigenartigen Charakter. Nicht weniger als 100,000 wohnen hier. Sie bevölkern ganze Stadtteile. Wovon sie alle leben, weiss ich nicht. Ausser den früher erwähnten Beschäftigungen als Kellner, Barbiere, Hausdiener sah ich sie als Fuhrleute und Strassenarbeiter tätig. Auf dem Markt beim Gemüse- und Obsthandel waren sie stark vertreten. Die Zeitungs-

jungen, die in grosser Anzahl auf den Strassen herumschwärmen sind wohl ausnahmslos farbig, in allen Schattierungen, oft entzückende Buben mit grossen Augen, voll Treuherzigkeit, manchmal wohl auch Schlauheit. Es gibt in Washington eine eigene Universität für Farbige, die von etwa 500 Studenten besucht wird. An ihrer Spitze steht ein Weisser, ein presbyterianischer Geistlicher. In der Bundesstadt scheint die Gleichberechtigung der Neger mit den Weissen gesichert zu sein. Sobald man aber mit dem Tram aus dem Stadtbezirk in den Staat Virginia kommt, klappt der Kondukteur vorn links im Wagen eine Tafel herunter: «White», und hinten rechts «Colored». Unter letztere setzten sich in der Tat zwei Negerfräulein, schienen sich aber, ihrem fröhlichen Lachen nach zu schliessen, nicht stark bedrückt zu fühlen.

Washington, das Kapitol

Washington nimmt als Sitz der Bundesregierung eine ganz eigenartige staatsrechtliche Stellung ein. Es bildet ein Territorium für sich, Distrikt Columbia genannt. Die Ehre, am Fusse des Kapitols zu wohnen, ist etwas teuer erkauft durch die Aufgabe der bürgerlichen Selbständigkeit. Die Bundesregierung setzt die Stadtverwaltung ein. Die Stadtbürger haben weder aktives, noch passives Wahlrecht. Theoretisch klingt es ja recht schön, dass auf diese Weise die oberste Behörde jeder Beeinflussung eitens ihrer Umgebung entzogen wird, aber praktisch scheint es mir doch ein Unrecht,

die Einwohner der Hauptstadt zu Bürgern zweiter Klasse zu degradieren, während sie sich gerade besonders lebhaft für vaterländische Angelegenheiten interessieren und den Wunsch haben sollten, sich aktiv daran zu beteiligen.

Der Sitz der Bundesregierung, das Kapitol, ist ein imposanter Bau. Man kennt es ja aus Abbildungen: auf dem Mittelbau mit seiner Säulenstellung erhebt sich eine hochstrebende Kuppel, gekrönt von einer weiblichen Gestalt, in der Linken einen Kranz, in der Rechten ein Schwert, auf dem Haupt einen Indianerschmuck. Links und rechts fügen sich an das Hauptgebäude Fortsetzungen, die einer spätern Zeit entstammen. Sie sind kraftvoller in Form und Material und geben der Kuppel eine wuchtige Unterlage. Dem seither noch stärker gewordenen Raumbedürfnis entsprechen zwei selbständige Neubauten links und rechts, die beim Betrachten der Front nicht in die Augen fallen und durch unterirdische Gänge mit dem Zentrum in Verbindung stehen. Eine Auslese seltener, herrlicher Bäume ziert die Anlagen zu Füssen des stolzen Baues, an den Seiten der Freitreppen und weiter oben. Unter der Kuppel befindet sich die mit Büsten (unter ihnen wohl die bedeutendste, die Lincolns, von Borglum, einem Amerikaner skandinavischer Abstammung, Schüler von St. Gaudens) und Ölgemälden gegezierte Rotunde, in den beiden Flügeln die Sitzungssäle der beiden Kammern. Der durch den Zyklon unterbrochenen Schlusssitzung des Senates konnten wir beiwohnen.

Auf der Rückseite des Kapitols, jenseits eines grossen freien Platzes, liegt die Kongressbibliothek, ein mehr prächtiger als schöner Bau. Er entstammt eben einer Zeit, wo man pomphaft für imposant hielt. Die Unruhe der vielen Säulen im Treppenhause mit den spitz verlaufenden, in allen Farben schillernden Gewölbebogen, kann uns heute nicht mehr befriedigen. Der Adel schlichter Grösse fehlt. Neben dem grossen Lesesaal, der, wie eine Kirche von Kapellchen, von vielen Seitennischen umgeben ist, in denen es sich ohne Zweifel gut ungestört arbeiten lässt, interessiert uns besonders die Ausstellung in den oberen Räumen. Die wertvollsten Stücke sind dort unter Glas und Rahmen vor Augen gebracht, u. a. alte Karten, so z. B. eine vom nordöstlichen, damals holländischen Amerika vom Jahre 1650, herausgegeben « per Nicolaum Vischer ». Am Rande befindet sich eine Ansicht von Neu-Amsterdam, dem heutigen New York, bestehend aus einer Kirche, einer Windmühle, einer Fahnenstange auf

der, laut Anmerkung, ankommende Schiffe signalisiert wurden, einem Galgen und einigen Häusern. Viele interessante Einzeldrucke und Manuskripte bedecken die Wände und füllen die Glaskästen.

In der Abteilung Wiegendrucke nimmt begreiflicherweise die Schweiz eine ruhmvolle Stellung ein. Neben ersten Basler Drucken (B. Ruppel 1468, B. Richel 1475, M. Wenssler 1476, Amerbach 1481) erscheint der Chorherr Helias Helie in Beromünster (Luzern) mit einem Werk von 1472 und ein prächtig gedruckter 33zeiliger Quartband eines ungenannten *Burgdorfer* Druckers vom Jahre 1475. Da meines Wissens bis jetzt Apiarius in Burgdorf als der älteste Buchdrucker im Kanton Bern gilt, auf dem aufgeschlagen im verschlossenen Glaskasten liegenden Buch aber der Titel nur aus dem beigelegten Katalogzettel ersichtlich war, erschien mir die Sache wichtig genug, einen herbeigerufenen Bibliothekar um Öffnung des Kastens zu bitten. Der genaue Titel lautet: Tractatus de apparitionibus animarum post exitum earum a corporibus et de earundem receptaculis. Editus in Erdfordia ab excellentissimo viro Jacobo de Clusa ordinis Cartusiensis, sacre pagine professore doctissimo. Und der Schlusssatz auf der letzten Seite: «Explicit tractatus eximii Doctoris Jacobi de Clusa ordinis Cartusiensis de apparitionibus et receptaculis animarum exutarum. Impressus in oppido Burgdorf anno 1475.» Vielleicht findet einer unserer Sachverständigen die Sache interessant genug, um sie weiter zu verfolgen und womöglich herauszubringen, wer der Buchdrucker war und ob es sich wirklich um das schweizerische Burgdorf handelt. Ich bin dann gern bereit, den Namen des Chefbibliothekars mitzuteilen.

Das eigentliche Wahrzeichen Washingtons, trotz dem Kapitol, ist das dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Begründer ihrer Unabhängigkeit, gewidmete Denkmal, der 555 Fuss hohe Obelisk. Aussen von weissem Marmor, innen von Granit, soll er das höchste Mauerwerk der Erde sein. (Die «Wolkenkratzer» sind bekanntlich von Stein umkleidete Eisenkonstruktionen.) Schon weit ausserhalb der Stadt erblickt man die alles überragende Spitze, man geht durch die Strassen, unvermutet sieht man die edle Form sich am Himmel abzeichnen, einem hohen Berge gleich, je nach Wetter und Beleuchtung dämmerig, halb verschleiert, hell und stolz leuchtend, finster drohend oder auch, abends von einem Scheinwerfer getroffen, geheimnisvoll in den dunkeln Nachthimmel aufragend. 1848 begonnen, stockte der Bau während längerer Zeit wegen Geld-

mangel und konnte erst im Jahre 1885 zu Ende geführt werden. Es war ein und demselben Manne, Robert C. Winthrop, vergönnt, bei der Grundsteinlegung, wie bei der Vollendung die Weiherede zu halten Er sagte u. a.: «Legt den Grundstein zu dem Denkmal, das die Dankbarkeit des ganzen amerikanischen Volkes gegenüber dem ruhmreichen Vater unseres Landes beweisen soll. Baut es bis zum Himmel; Ihr könnt nicht die Hoheit seiner Grundsätze erreichen! Gründet es auf den massiven, ewigen Fels; Ihr könnt es nicht dauerhafter machen, als seinen Ruhm! Baut es aus fleckenlosem parischem Marmor; Ihr könnt es nicht reiner machen als sein Leben! Verwendet auf es alle Regeln und Grundsätze alter und neuer Kunst; Ihr könnt es nicht ebenmässiger machen als sein Charakter war!»

Alle freiheitsliebenden Völker, viele Städte und Vereinigungen stifteten Gedenksteine, die im Innern des Baues, von den Treppenabsätzen aus sichtbar, eingemauert wurden. Auch die Schweiz sandte einen Stein von der Tellskapelle, «erbaut an der Stelle, wo Tell dem Gessler entrann». Mit eigenen Augen gesehen habe ich diesen Stein nicht. Dafür ging der Fahrstuhl zu schnell, mit dem unentgeltlich je 30 Personen durch das elektrisch erleuchtete Innere hinauf befördert werden. Die einzigen Öffnungen befinden sich oben in der abgeschrägten Aluminiumspitze, die sich in ihrer Farbe nicht von den Steinquadern unterscheidet. Eine umfassende Aussicht tut sich hier auf. Eine von der Mitte des Kapitols im rechten Winkel gezogene Horizontallinie würde genau den Obelisken treffen. Jetzt besteht die Absicht, in der Verlängerung dieser Achse am Ufer des Potomac ein drittes, dem Präsidenten Lincoln geweihtes Denkmal zu errichten. In den untern Räumen des Nationalmuseums waren gerade die Konkurrenzentwürfe für die Ausführung dieser Idee ausgestellt. Besonders schön schien mir das preisgekrönte Modell nebst Aquarellen von Henry Bacon: eine hohe Halle mit doppelter Säulenstellung, im Innern Lincolns Statue. Diese durch breite, schöne Anlagen miteinander verbundene Dreiheit: Kapitol, Obelisk, Säulenhalle muss von gewaltiger Wirkung werden, ein wahrhaft erhabener Ausdruck der Vaterlandsliebe einer grossen Nation.

Ein rührendes Seitenstück zu der Heldenverehrung, welche das amerikanische Volk seinem grossen Bürger George Washington durch den Obelisken darbringt, ist die Pietät, die es dem Menschen Washington beweist durch getreue Erhaltung seines Landsitzes, wie er zu seinen Lebzeiten und bei seinem Tode

gewesen ist. Mount Vernon heisst das 18 Meilen von der Hauptstadt entfernte, hoch über dem Potomac im Staate Virginia gelegene Haus. Es ist im heimeligen Kolonialstil gebaut. Acht weisse Holzsäulen tragen eine über dem zweiten Stockwerk, in gleicher Höhe mit dem Dach sich hinziehende Terrasse. Hier wohnte Washington und betrieb seine Farm von 1759 bis zu seinem Tode 1799, ausgenommen die Zeit seiner Präsidentschaft. Als im Jahre 1855 die Familie nicht imstande war, den schönen Besitz in ihrem Eigentum zu erhalten, bildete sich ein Frauenbund, dem es gelang, die nötigen Mittel zusammenzubringen, um das Haus als Nationaleigentum zu erwerben und dem Volke für alle Zeiten zugänglich zu machen. Andächtig durchpilgert nun .der Amerikaner und mancher Fremde die mit den alten Möbeln und hundert Erinnerungsgegenständen angefüllten Wohn- und Schlafräume bis hinauf zu der Dachkammer, in die Washingtons Witwe sich nach seinem Tode zurückgezogen hatte und die sie nicht mehr verlassen haben soll, als bis sie auch zu der Ruhestätte getragen wurde, die sie oben von ihrem Fenster aus immer vor Augen hatte. Herrliche alte Bäume umschatten das Haus und gewähren bezaubernde Durchblicke auf den in der Tiefe vorüberfliessenden Potomac.

Noch zwei andere Ruhestätten besuchten wir, eine für Lebende, eine für Tote. Wir wollten zwar eigentlich nur nach der letztern. Dabei trafen wir auf The Soldiers Home und es ist es schon wert, ein Wort darüber zu sagen. Fünf grosse, weisse Gebäude, von denen eines in Marmor, das die Speisesäle enthält und 2 Millionen Dollars gekostet hat, bieten hier auf aussichtsreicher Höhe dem amerikanischen Soldaten nach 20jähriger Dienstzeit ein behagliches Heim. Wenn man mit 20 Jahren sich hat anwerben lassen, kann man sich also schon mit 40 Jahren zur Ruhe setzen und sich seines Lebens noch lange freuen. Aus dem einen Hause drangen die Klänge eines von « Invaliden » gebildeten Orchesters, das, wie uns einer der Pensionierten sagte, täglich konzertiert. An der Türe war eine demnächst stattfindende Theateraufführung angezeigt. Man sieht, die Vereinigten Staaten lassen es sich etwas kosten, um den Eintritt in ihre Armee angenehm zu machen.

Wenige hundert Schritte von hier befindet sich unser eigentliches Ziel, der Rock Creek Cemetery, der das Werk eines der hervorragendsten neuern Bildhauer Amerikas, Augustus St. Gaudens, birgt. Wir fanden es mit Hilfe des Friedhofgärtners bald.

Zypressen und andere ernste Bäume umrahmen einen sechseckigen Platz. In diesem dämmrigen, von der ganzen Umgebung abgetrennten Raum sind drei Seiten von einer Bank mit hoher Rückenlehne aus buntem Marmor gebildet. Hier sich setzend, sieht man sich einer hohen senkrechten Granitplatte gegenüber, vor der auf etwas erhöhtem Sockel eine weibliche Bronzegestalt sitzt. Ein Mantel verhüllt sie in edelm Faltenwurf fast ganz, auch über die Stirn ragt er weit vor. Nur das stark beschattete Antlitz und der rechte Arm, dessen Ellenbogen sich in die linke Hand stützt, sind sichtbar. The peace of God hat St. Gaudens diese Statue genannt, und in der Tat, in dieser Abgeschiedenheit, fern vom Lärm der Welt, geht von der ernsten, sinnenden Gestalt ein Strom des Friedens aus, dessen wohltuenden Einfluss ein jeder empfinden wird, der sich in den Schatten dieses heiligen Hains begibt.

St. Gaudens hat manches öffentlich ausgestellte Denkmal geschaffen, so das weiter oben erwähnte Robert Gould Shaw Monument in Boston, das Denkmal für Admiral Farragut auf dem Madison Square in New York, eine Lincoln-Statue in Chicago, The Puritan in Springfield, die Sherman Statue am Eingang des Central Park in New York. Letztere, in vergoldeter Bronze, gibt den rauhen Reitergeneral, der die Südstaaten verwüstete, um sie kampfunfähig zu machen, in ausserordentlich lebendiger Bewegung auf vorwärts drängendem Ross. Auch die voranschreitende Siegesgöttin zeichnet sich durch ihre temperamentvolle Frische aus.[1]

Eine der grössten Sehenswürdigkeiten Washingtons, und in ihrer Art wohl auch der Vereinigten Staaten, ist das Nationalmuseum. Es steht unter der wissenschaftlichen Leitung der Smithsonian Institution, der auch in Bern nicht unbekannten gelehrten Gesellschaft, die in uneigennütziger Weise den Druckschriftenaustausch ganzer Körperschaften und einzelner Gelehrter über den ganzen Erdball vermittelt, wozu sie durch zirka 60,000 Korrespondenten in allen Teilen unseres Planeten in Stand gesetzt ist. Was sie im Nationalmuseum mit Hilfe von Bundesgeldern auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gesammelt und anschaulich zur Darstellung gebracht hat, wird ohne Zweifel den Mann der Wissenschaft in hohem Masse interessieren, hat aber eben so sehr das grosse Ver-

[1] Nach meiner Rückkehr bin ich auf einen Aufsatz von Paul Clemen in der Kunst für Alle 1910, Heft 11 und 12 aufmerksam gemacht worden, der denen, die sich naher für diesen hervorragenden Künstler interessieren, eine eingehende Würdigung und zahlreiche Abbildungen bietet.

Washington, Zeitungsverkäufer

dienst, dem Laien die Augen zu öffnen. Was muss es z. B. für eine Freude für den Lehrer sein, hierher seine Buben und Mädels zu führen und mit ihnen diese Räume zu durchwandern, z. B. die ethnographische Abteilung. Dort sind alle verschiedenen Indianerstämme in Lebensgrösse zu sehen, nicht steif aufgestellt, sondern, jede Gruppe in einem Glashause für sich, in lebhafter Bewegung, bei der Jagd, bei häuslichen Beschäftigungen, beim Spiel u. a. m., Männer, Weiber, Kinder. Alles was sie an Waffen und Kleidern tragen, an Geräten brauchen, natürlich echt, nur die Gestalten plastisch nachgebildet. Die Art ihrer Siedelungen ist beispielsweise bei den aus Neu-Mexiko eingewanderten Hopi-Indianern in Orizaba durch ein grosses Modell verdeutlicht und durch beigegebene Texte erklärt. 500 Fuss über der Talsohle auf einem teilweise steil abfallenden Tafelberg reiht sich und baut sich übereinander Hütte an Hütte. Keine Spur von Vegetation ist da oben zu finden, kein Tropfen Wasser. Da interessiert es einen nachher um so mehr, die Bewohner dieser Hütten in einem der erwähnten Glashäuser in Lebensgrösse einen Schlangenbeschwörungstanz aufführen zu sehen, die giftigen Schlangen zum Teil quer im Munde mit sich führend, um von den Göttern Regen zu erbitten.

Und was für ein Genuss, die ganze Tierwelt hier durchwandern zu können, von den in 100 Arten vertretenen Kolibris, englisch bezeichnenderweise humming-birds genannt, die (kaum zu glauben, diese ätherischen Wesen!) vor Eintritt des Winters von Massachusetts durch die ganzen Vereinigten Staaten nach Mexiko fliegen, bis zu den Elefanten, Nilpferden und den Riesengerippen und Nachbildungen voreiszeitlicher Ungeheuer.

Diese Stichproben mögen genügen. Werfen wir noch einen Blick auf die Strasse. Fast in allen von uns besuchten Städten, in den grössten wie in den kleinen, in New York, Buffalo, Binghamton, in den kanadischen Städten Toronto und Montreal, wenn man die auf den Strassen sichtbare Frauen- und Mädchenwelt musterte und nach Besonderheiten in der Kleidung, nach Anklängen an irgendwelche ehemalige Landestracht suchte, so kamen wir zu dem Resultat: es sind keine Unterschiede da. Nach den Blusen, dem Schnitt der Röcke, den Haartrachten usw. könnte man nicht bestimmen, ob man in Amerika, Paris, Berlin oder auch in Bern ist, und es wurde uns klar, dass die grösste und die schnellst wirkende Grossmacht nicht die bekannten sieben oder acht Staaten sind, sondern — die Mode! Paris, zum Teil vielleicht auch Berlin, regiert die Welt, wenigstens die Frauenwelt. Die Schneider halten das Szepter in Händen und entsenden ihre Befehle durch die Modejournale mit Expresszügen und Schnelldampfern bis in die fernsten Ecken aller Kulturstaaten. Davon macht auch Washington keine Ausnahme. Nur eines fiel uns angenehm auf, das Überwiegen des Weiss. Die Hitze verbannt die dunkeln Farben. Schon in New York, als wir von Norden her kommend nahezu 100 Strassen auf der Grand Central kreuzten, hatte ich die Beobachtung gemacht, dass der grösste Teil der Strassenbewohner sich in Weiss bewegte. In Washington ist das noch weit mehr der Fall und die Strassen erhalten einen überaus lieblichen Schmuck dadurch, dass die jungen Mädchen und jungen Frauen in gestickten weissen Kleidern, ausgeschnitten und mit kurzen Ärmeln, einhergehen, ohne jeden Überwurf. Um so stärker wirkt der Kontrast der schwarzen Neger, sogar nachts. Als wir abends aus dem Theater kamen — es war eine recht gute Vorstellung des Schauspiels Arizona von Thomas gewesen — und links und rechts die weissen Gestalten im grellen Schein des elektrischen Lichtes über die Strasse huschten, da sassen an deren Rande eine Anzahl Neger, wie dem Erdinnern entstiegene Gnomen, schwarzbärtige Krausköpfe, ihre Pfeife schmauchend,

New York, Ellis Island

und vor ihnen, neben Eisenschienen hingestreckt, schliefen mehrere auf dem harten Pflaster. Auf ihren Ebenholzstirnen glänzte der Widerschein der Laternen. Sie warteten, bis es Mitternacht schlug, um in der Stille der Nacht mit dem Schienenlegen der Strassenbahn fortzufahren. Weiss und Schwarz, Lebenslust und Lebenslast!

Ob auch das «Weisse Haus» nur Lebenslust bedeutet? Jedenfalls bedeutet es die höchste Stufe der Lebensleiter, die ein Bürger der Vereinigten Staaten erklimmen kann, aber wohl nicht ganz ohne Sorgen. Eben in jenen Tagen hatte der neue Präsident, Woodrow Wilson, die schwere Aufgabe übernommen, einen Ausgleich zu suchen zwischen den mit Streik drohenden Eisenbahnangestellten und den mächtigen Eisenbahngesellschaften und den nicht minder schwierigen Versuch gemacht, in dem vom Bürgerkrieg zerfleischten Mexiko den Frieden anzubahnen.

Früher hatte jeder Bürger das Recht, dem Präsidenten die Hand zu drücken. Heute muss man irgend ein Anliegen haben, um zu ihm zu gelangen. Da es uns an solchem gebrach, so begnügten wir uns, seine Residenz von aussen zu betrachten. Sie scheint mir in glücklicher Weise Vornehmheit und Gemütlichkeit in sich zu vereinigen. Gar nicht sehr gross, bildet das

Gebäude mit seiner schneeweissen Front und seinen weissen Säulen ein harmonisches Ganzes mit den umgebenden alten Bäumen und den grünen Rasenflächen. Leider war heute die Harmonie etwas gestört. Der Zyklon hatte auch hier Verwüstungen angerichtet. Mehrere von den grössten und schönsten Bäumen waren umgerissen und streckten sterbend ihr Wurzelwerk in die Luft. «Ist es erlaubt, hier einzutreten?» fragten wir bei unserem orientierenden Rundgang am Abend des ersten Tages zwischen 9 und 10 Uhr den vor dem Weissen Hause stehenden Gartenwächter. «Zu jeder Tages- und Nachtzeit!» antwortete dieser in verbindlichem Ton.

Dieses Wort scheint mir für Washington charakteristisch. Es ist eine liebenswürdige Stadt, die ihre Tore weit auftut.

Mit derselben Schnelligkeit, mit der wir gekommen, sausten wir nach New York in 5 Stunden zurück. Mit Wasserschöpfen brauchen die Riesenungeheuer von Lokomotiven sich unterwegs nicht aufzuhalten. Das besorgen sie während der Fahrt durch Aufschaufeln des auf langen Strecken in Vertiefungen zwischen den Geleisen grabenartig angesammelten Wassers.

Die drei letzten Tage in New York galt es auszunutzen.

Gleich am ersten Morgen fuhren wir nach Ellis Island, der Insel, wo die Einwanderer einer Kontrolle unterzogen werden, bevor man sie auf das Festland lässt. Ein ziemlich grosser Regierungsdampfer fährt fünfmal täglich, ausgenommen Sonntags, von der Südspitze Manhattans hinüber. Es war wohl Zufall, dass gerade heute Hunderte von Besuchern sich einschifften, mit diesem und auch mit dem nächstfolgenden Dampfer. Es waren, wenigstens auf unserm Schiff, meistens Teilnehmerinnen an dem Sommerferienkurs der Columbia Universität, die die Einwandererfrage studieren wollten.

Wie schon zu Beginn dieser Aufzeichnungen erwähnt, liegt Ellis Island nahe der Freiheitsstatue, am Eingang des engeren Hafens von New York, eine grössere Insel mit dem Hauptgebäude, zwei kleinere, durch Dämme mit ihr verbunden, mit den Spitälern.

Es war Samstag. An diesem Tage ist der Verkehr am stärksten, weil die meisten Auswandererschiffe am Freitag anlangen. Am nächsten Morgen werden die Einwanderer auf kleinern Dampfern dorthin geschafft. Vier Ozeandampfer mit 4019 Passagieren waren gestern eingetroffen, drei Italiener, einer von der Cunard-Linie. Eben begannen die Transportboote, sich

Ellis Island, Einwanderer verlassen das Schiff

Ellis Island, Hauptsaal

zu entleeren. In ununterbrochenem Strom entstieg es dem Schiffsinnern und flutete dem Hauptgebäude zu. In dem grossen, durch alle Stockwerke bis zum Dach gehenden Saal, der sein Licht von oben her empfängt, stehen der Länge nach 20 Bankreihen, jede für etwa 40 Personen, so dass der Raum ohne jede Überfüllung 800 Personen zu fassen vermag. Der Platz zwischen den Reihen ist so reichlich bemessen, dass das Handgepäck dort abgestellt werden kann. Beim Hereinkommen werden die Einwanderer nach ihren Namen, die sie auf grossen weissen Zetteln an der Brust tragen (auch alle Kinder, die laufen können) auf die Bänke verteilt und rücken allmählich dem andern Ende zu. Dort stehen quervor Kontrollbeamte, einer hinter, einer vor seinem Pult, auch wohl noch ein Dolmetscher daneben. Und nun beginnt das Examen. Auf halber Höhe um den Saal herum läuft eine Galerie, von der aus man alle Vorgänge da unten beobachten kann. Was heute dem neuen Vaterlande zuströmt, dessen Sternenbanner[1] von beiden Seiten der Galerie als Willkomm und zukünftiger Schutz herabhängt, darüber darf Amerika sich wohl freuen. Wieviel es an intellektuellem Gewinn bedeutet, lässt sich natürlich nicht beurteilen, an physischer Kraft jedenfalls recht viel. Es sind durchgehends Männer und Frauen in den besten Jahren, ziemlich viele Kinder und fast gar keine alten Leute. Alle gesund und kräftig aussehend, gut gekleidet, mit ansehnlichen Handkoffern oder wohlgefüllten grossen Säcken. Sicher ein nicht geringer Verlust für ihr italienisches Vaterland! Weiter und weiter rücken sie auf ihren Bänken vor, die Kinder nach sich ziehend, ihr Gepäck weiterschiebend, bis sie an das gefürchtete Ende kommen, wo das verhängnisvolle Ja oder Nein wird gesprochen werden. Es ist keine Kleinigkeit, es den Beamten recht zu machen. Alles muss am Schnürchen gehen. Gleichzeitig muss man Kinder und Gepäck zu dem Pult bringen, die Brust vorstrecken, dass man den aufgehefteten Namen ablesen kann und dann noch Hände genug haben, um die Papiere und Gelder vorzuzeigen. Dazu hat eine Mutter noch ein Kind auf dem Arm und an jeder Seite am Rockschoss eines. Sie breitet mit der einen freien Hand ihre Ausweispapiere und Banknoten auf dem Pult aus, angstvoll wandern ihre Augen zwischen den Beamten

[1] Wie heilig dem Amerikaner seine Fahne ist, beweist ein Vorfall, von dem kürzlich die Zeitungen berichteten. Eine Waschfrau hatte ihre Wäsche, in eine alte Flagge gewickelt, über die Strasse getragen. Dafür wurde die Arme, die sicher nichts Böses dabei gedacht hatte, zu einer empfindlichen Strafe verurteilt.

und ihren Kindern hin und her. Das Verhör scheint streng zu sein. Minute um Minute vergeht. Jetzt packt sie ihre Papiere zusammen, versorgt sie im Busen, ein Lächeln geht über ihr Gesicht; mit der Linken hebt sie ihr Gepäck, die beiden Kleinen fassen die Rockschösse fester, und vorwärts geht's zwischen den Pulten durch, — sie sind angenommen und verschwinden, der Hand des Beamten folgend, durch den Gang in die Räume, von denen aus sie die Reise nach New York und weiter antreten können.

In immer neuen Bildern wiederholen sich diese Szenen. Mancher kann vor Zittern kaum sein Papier auseinanderfalten, den meisten aber geht es gut; die Pforten zum gelobten Land tun sich ihnen auf. Sie können sich Reiseproviant kaufen, grosse Pakete für 1 Dollar, kleine für 50 Cents. Der verlockende Inhalt, Wurst, Kakes usw. ist in geöffneten Exemplaren zur Schau gestellt. Auch mit Bibeln in allen Sprachen können sie sich versehen.

In dem 1200 Sitzplätze fassenden Esssaal werden nur diejenigen gespeist, und zwar auf Kosten der Dampferlinien, die auf Ellis Island vorläufig interniert werden, um noch näher untersucht zu werden. Durchnittlich sind das je 25—30 Prozent der Angekommenen. Unter den nach der Stadt New York gehenden dürfen alleinstehende Frauen und Kinder nur dann landen, wenn sie von einer genügend legitimierten Person in Empfang genommen werden.

Überall in den Gängen hängen Plakate, in denen die Beamten daran erinnert werden, dass sie die Einwanderer mit Güte und Höflichkeit zu behandeln haben. Fürsorgevereine haben hier ihre Bureaus zu unentgeltlicher Auskunftserteilung und zur Überwachung ihrer ersten Schritte im neuen Lande, damit sie nicht Ausbeutern in die Hände fallen.

Dicht drängt sich die bunte Menge in der Wartehalle zur Abfahrt. Dort kann man Fahrkarten lösen nach allen Teilen der Vereinigten Staaten, aber nur mit amerikanischem Geld. Drum geht es zuerst zum Wechselbureau, um das italienische Barvermögen gegen einheimisches umzutauschen. Der Bankier versteht seine Sache. Die ihm hingestreckten Banknoten werden gegen ein elektrisches Licht gehalten, um sie in der Transparenz auf ihre Echtheit zu prüfen. Neben ihm auf einer kleinen Vervielfältigungsmaschine liegt ein Papierblock, auf dem er das empfangene Geld einzeln aufschreibt, umrechnet, addiert; eine Handbewegung mit dem Drücker und zwei fortlaufend nume-

rierte Bordereaux fliegen heraus. Ein, zwei Griffe in die Kasse, ein Bordereau mit dem neuen Geld schiebt er dem Italiener zu und gibt dessen Hand einen leichten Stoss, damit er schleunigst seinem nachdrängenden Nachfolger Platz macht. Das andere Bordereau mitsamt dem fremden Geld steckt er in ein Kuvert und stellt dieses zu den vorhergegangenen, die in langer Reihe zu seiner Linken hinter dem Drahtgitter stehen. Wie praktisch dieses Verfahren ist, sollte sich gleich zeigen. Ein Italiener kommt lamentierend und gestikulierend zurück, sein Geld stimme nicht. Der Kassier nimmt dessen Bordereau, sucht sein Kuvert mit der gleichen Nummer hervor, findet, dass der Reklamant Recht hat, und befriedigt kann dieser mit der richtigen Summe abziehen.

Bis hierher war alles erfreulich. Das Herzbeklemmende begibt sich in den Inquiry- und Detention-Rooms. Dorthin werden die geführt, mit denen irgend etwas nicht in Ordnung ist. In jedem der Zimmer sitzt eine Kommission von 4—5 Herren, denen im letzten Zimmer eine Dame beigesellt ist. Die Türen sind offen. Auf den Bänken sitzen in jedem Zimmer 6—8 Personen. Vorn am Fenster wird verhandelt. Hereingelassen wird man nicht, sogar längeres Stehenbleiben wird nur ausnahmsweise geduldet. So vernimmt man nicht, was für Hindernisse der Zulassung im Wege stehen. Endgültige Zurückweisung frisch Angekommener, ausser wegen ansteckender Krankheiten oder anderer schwerwiegender Gründe, findet aber wohl kaum statt. Sie werden vorläufig zurückbehalten in einem Raum, wo solchen, die sich um ihr Schicksal interessieren, Gelegenheit geboten ist, mit ihnen zu verkehren. Dort sass schluchzend ein Mädchen, von dem wir nur erfahren konnten, dass sein Kind ins Spital gebracht worden sei, und ein älterer, finster brütender Mann in ärmlicher Kleidung, der aussah wie ein Schauspieler, der einst bessere Tage erlebt hatte.

Einen geradezu erhebenden Eindruck empfing ich von der Sitzung, an der die Dame als Kommissionsmitglied teilnahm. Auch hier konnten wir, weil nur durch die offene Türe hineinsehend, kein Wort verstehen. Aber die Mienen sprachen deutlich genug. Vor den Schranken der Untersuchungskommission stand, uns den Rücken kehrend, eine Frau mit einem mittelgrossen Jungen an der Hand. Der Ozean lag hinter ihr. Sollte sie wirklich die Reise vergeblich gemacht haben und heimgeschickt werden? An der rechten Schmalseite des Tisches, an dem die Herren tagten, sass deren schon ergraute Kollegin, bald, wenn sie mit der Fremden sprach, ihr Gesicht uns voll zukehrend,

bald, wenn sie sich an die Kommission wandte, für uns in ihrem edelgeschnittenen Profil sichtbar. Einen herzgewinnenderen Anwalt der Armen und Bedrängten als diese Frau kann ich mir nicht denken. Es ist nicht zu beschreiben, was für eine Güte in ihrem Antlitz lag, wenn sie zu der zagend vor ihr Stehenden sprach und sie aufzumuntern schien, alles, auch das Letzte, zu sagen, was zu ihren Gunsten den gestrengen Herren hätte vorgebracht werden können. Dann wandte sie sich an das Kollegium, trug das eben Gehörte vor und plädierte für ihre Klientin. Immer von neuem wiederholte sich das, hinüber, herüber, immer noch wollte das Gehörte nicht genügen. Das Gesicht voll Menschenliebe nahm einen ernsteren Ausdruck an, wenn es sich den Richtern zuwendete. Noch wollte sie ihre Sache nicht aufgeben. Der eben noch so freundlich geöffnete Mund schien nachdrückliche Worte zu reden und endlich hatte sie offenbar ihre Sache gewonnen. Mit freudestrahlendem, dankbarem Gesicht kehrte die Mutter an ihren Platz zurück. Ihre Verteidigerin werde ich nicht vergessen. Möge ihr eine lange, segensreiche Wirksamkeit beschieden sein!

Im ganzen habe ich den Eindruck gewonnen, dass die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht ist, das Einwanderungswesen human in des Wortes weitester Bedeutung zu regeln. Die Bauten, Verpflegung, Unterkunft, Spitäler (in welch letzteren jährlich 8—10,000 Fälle behandelt werden) darf man wohl als tadellos bezeichnen. Dass man die moderne Völkerwanderung nicht ohne einen Filter sich ins Land ergiessen lässt, kann man den Amerikanern schliesslich nicht verargen. Ob die hierfür angewendeten Massnahmen in allen Beziehungen die richtigen sind, darüber lässt sich vielleicht streiten. Ohne Zweifel findet mancher Eingang, den sein Mutterland hätte hinter Schloss und Riegel behalten sollen, und mancher arme Teufel wird zurückgewiesen, der in Amerika es zu etwas Rechtem gebracht hätte, in der alten Heimat aber an seiner Vergangenheit zugrunde gehen wird. Würde aber ein anderer Staat die schwere Aufgabe besser lösen?

Als wir wieder der Landungsstelle zugingen, war eben ein neuer Transportdampfer angekommen. Diesmal waren es hauptsächlich Frauen und Kinder, Kinder auf eigenen Beinen und auf Mutterarmen. Ein kleines, kaum zweijähriges Bürschchen stapfte, ein bisschen schwankend, mit ungelenken Beinchen über den Steg, stolperte, plumpste hin, erhob sich mühsam, um weiter

zu trippeln, da nahm ihn ein gutmütiger Aufseher unter den Arm und trug ihn seiner Mutter nach, die sonst schon genug zu tragen hatte. Und hinterher kam ein flaches Wägelchen (ein « Brückenwägelchen »), auf dem lagen friedlich nebeneinander fünf selig schlummernde Kinderchen. Schlafend fuhren sie in ihre neue Heimat hinein, der sie dereinst gute Bürger werden mögen!

Nach New York zurückgekehrt, trafen wir uns zum Mittagessen mit einem befreundeten Berner Ingenieur, der seit etlichen Jahren am Ufer des Hudson wohnt. Ihm habe ich es zu danken, dass ich mir die Konstruktion eines Wolkenkratzers, dessen Bau er leitet, aus der Nähe ansehen durfte. Die Wolken müssen allerdings sehr tief gehen, die dieses Gebäude kratzt, denn es wird nur 150 Fuss hoch und hatte augenblicklich eine Höhe von 120 Fuss erreicht. Die Art des Baues ist aber die gleiche. Der Baugrund in ganz New York besteht aus Fels, was das Bauen allerdings verteuert, den Riesenbauten aber auch eine solide Grundlage gibt. Die Beschaffenheit des ausgesprengten Baugrundes wird behördlich kontrolliert. Das ganze Gerippe der Wolkenkratzer besteht aus Eisen, das vorher in allen Einzelheiten fertig gestellt und nur an Ort und Stelle zusammengenietet wird. Am Fuss des Baues steht eine Maschine, die mit komprimierter Luft die Kraft zum Bohren der Löcher in die eisernen Träger usw. liefert, ein bekanntlich sehr angenehmes Geräusch, das häufig in New York durch den anderen Strassenlärm hindurchschrillt. Neben dieser Maschine steht eine zweite, eine Dampfmaschine, welche das Hinaufheben der Lasten und das Versetzen der Steinplatten an der Fassade mittelst eines sehr sinnreich konstruierten Krans besorgt. Je höher der Bau wird, um so wichtiger ist es natürlich, dass die Eisen haarscharf im Winkel vernietet werden. Durch Drähte, die alle Konstruktionsteile umspannen und je nach Bedarf fester angezogen werden, wird hierfür gesorgt. Die Fussböden bestehen aus einer Mischung von Sand, Zement und Aschenschlacke. Letztere wird von Unternehmern geliefert, die sie vertragsgemäss aus den Zentralheizungen der Wolkenkratzer beziehen, ein in New York ziemlich umfangreicher Betrieb. Nach wenigen Tagen kann die Holzverschalung fortgenommen werden und der Boden trägt jede Last.

Was alles von Leitungsdrähten und Röhren durch die Stockwerke geht, entspricht meistens wohl dem auch in Bern Bekannten. Neu war mir eine Feuerlöschvorrichtung. Ein

New York, Wolkenkratzer im Bau

Wasserleitungsrohr geht durch alle Räume. In einer Entfernung von je zirka 1,20 m ist eine Brause angebracht, mit einem ziemlich grossen Spritzbereich. Bricht nun in irgend einem Raum Feuer aus, so schmilzt das schon bei einem geringen Hitzegrad sich auflösende Metall, welches den Zutritt des Wassers durch die Brause hindert, und im nächsten Augenblick ergiesst sich das Wasser durch die Brause. Hoffentlich ist das Feuer so liebenswürdig, sich stets gerade unter der Brause zu befinden.

Eine ganz besondere Sorgfalt wird den Elevators zugewendet, die um so genauer konstruiert sein müssen, je höher der Bau ist. Ein durch ein Gewicht in die genaue Senkrechte gebrachter Draht wird so befestigt, dass er fortan die Richtlinie für den Schacht bildet. Die Kontrolle der Zuverlässigkeit des Fahrstuhls ist eine doppelte, zuerst eine behördliche, vor der Betriebseröffnung, hernach eine periodisch immer wiederholte durch die Versicherungsgesellschaft. Unglücksfälle bei Aufzügen kommen daher äusserst selten vor, meist nur durch grobe Fahrlässigkeit oder Unwissenheit des Fahrenden.

Die Bauarbeiter erhalten einen Taglohn von fünf Dollar 60 Cents = Fr. 28! Sie arbeiten nicht im Akkord, sondern im Taglohn, schaffen aber sehr schnell, in einem andern Tempo,

als man es in der Schweiz kennt, wie mir mein Gewährsmann sagte. Der Samstagnachmittag ist frei.

Diese und andere Aufschlüsse wurden mir während eines recht luftigen Aufstieges zuteil. Von der um eine gedachte Senkrechte sich hinaufwindenden Treppe waren bis jetzt nur die senkrecht stehenden Eisenbretter vorhanden, auf welche in einigen Tagen die Stufentritte gelegt werden sollten und jeweilen die etwa $2^1/_2$ Meter voneinander entfernten Anfang- und Endpfosten des zukünftigen Geländers. Die Verbindung zwischen diesen fehlte noch. Der bei dem oberen Pfosten befindliche Treppenabsatz, wo die Steigung sich im rechten Winkel nach oben fortsetzt, bestand aus einem von schmalen Eisenleisten eingerahmten Loch, durch das man schliesslich aus 120 Fuss Höhe bis zu ebener Erde hinunter sah. Mein Führer schritt mir auf den etwa 2 cm dicken Eisenbrettern aufrecht leichtfüssig voran, ohne sich nach mir umzusehen. Das bereitete mir eine grosse Genugtuung; denn ich sah daraus, dass er mir trotz meiner 60 Jahre doch noch einige Bergsteigerfähigkeit zutraute. Das Verantwortlichkeitsgefühl des Grossvaters überwog aber schliesslich meinen alpinen Ehrgeiz, und so zog ich doch vor, dort wo weder der obere noch der untere Pfosten des zukünftigen Geländers erreichbar war, mich etwas zu bücken und auf allen Vieren dem oberen Pfosten zuzustreben. Es blieb mir auch so noch genug Gelegenheit, meine Schwindelfreiheit festzustellen, besonders in den oberen Stockwerken, wo statt des Fussbodens nur einige lose Bretter über die recht weit voneinander entfernten Eisenbalken gelegt waren.

Alles Eisen verschwindet mit der Vollendung des Baues in den Wänden. Wenn schöne Marmorplatten die Fassade bilden, dann ahnt der Laie nicht, was für ein luftiges Gerüst das Gerippe bildet.

Einen Bau anderer Art sah ich am nächsten Tage, einem Sonntag. Auf demselben Höhenzuge, den Morningside Heights, zu dem die von Süden her kommenden Strassen New Yorks ansteigen und auf dem, weit hinausschauend die Columbia-Universität steht, ist, weiter westlich, seit etwa zehn Jahren, eine Kirche im Bau begriffen, die einer der grössten neuzeitlichen Tempel zu werden verspricht. Bis jetzt steht nur der Chor und das Mittelschiff. Fertig sind auch diese noch nicht, besonders das letztere nicht. Aber gerade die rohen, zu enormer Höhe aufeinandergetürmten Felsquadern, die noch der Marmorverklei-

dung harren, erzeugen einen wuchtigen Eindruck. The Cathedral of St. John the Divine ist es. Über der jetzt nur mit einer schwarzen Kappe geschlossenen Wölbung, wo Haupt- und Querschiff sich treffen, soll dereinst sich ein durch seine gewaltigen Grössenverhältnisse imponierender Turm erheben und der Anfang des Mittelschiffes wird durch zwei Türme, die an die der Notre-Dame erinnern, flankiert werden. Wie uns ein Rundgang um das bis jetzt Fertige zeigt, wechseln, um den Eindruck des Altertümlichen zu verstärken, bei dem Kapellenkranz gotischer und romanischer Baustil miteinander ab, eine Marotte, die wegen abweichender Ansichten des Architekten schon einen Wechsel in der Bauleitung zur Folge gehabt hat. Pfarrhaus und andere mit Gottesdienst und Schule in Zusammenhang stehende Gebäude umgeben die Kirche. An den erforderlichen Mitteln, um das Begonnene kraftvoll durchzuführen, scheint es nicht zu fehlen und in weiteren zehn Jahren ist die Vollendung zu erwarten.

Der provisorisch fertig gestellte Innenraum wird seit vorigem Jahr für den Gottesdienst benutzt. Die Episkopalkirche hat noch viel von den katholischen Bräuchen beibehalten. Nur der Weihrauch fehlt. Wer wollte aber verkennen, dass der Wechselgesang zwischen Geistlichem und Gemeinde und manches andere, den Gottesdienst Schmückende, das der reformierten Kirche fehlt, erhebend auf das Gemüt wirkt. Die Feier dauerte etwa zwei Stunden, da nach den liturgischen Gesängen und der Predigt, die übrigens ein oratorisches Meisterstück war, der grösste Teil der Kirchenbesucher das Abendmahl nahm. Auch diese heilige Handlung wurde wunderbar verschönt durch den Begleitgesang eines Chors von Männern in geistlichen Gewändern und durch das treffliche Orgelspiel.

Nicht weit von dieser Kathedrale, auf der Höhe des Morningside Drive, ist einem der hervorragendsten Deutschen, dem Amerika zur zweiten Heimat geworden und der sich um sein Adoptivvaterland grosse Verdienste erworben hat, Carl Schurz, kürzlich ein Denkmal gesetzt worden. Am Rande eines schönen Parks, den Blick auf die Columbia Universität gerichtet, steht die Bronzefigur des edeln Mannes, ein Werk des bedeutendsten deutsch-amerikanischen Bildhauers, Karl Bitter, von dessen Hand auch das Steuben-Denkmal in Washington und in Potsdam stammt. Die Inschrift lautet: Carl Schurz, 1829—1906. A defender of liberty and a friend of human rights.

Viele öffentliche Plätze New Yorks sind mit Denkmälern

geschmückt — Sherman's am Eingang des Central Park habe ich oben erwähnt — ich möchte den Leser aber lieber an einen Ort führen, wo man, ohne weit gehen zu müssen, die Erzeugnisse edelster Kunst nahe beieinander findet, in das Metropolitan Museum. Diese Sammlung wird man, wenn nicht heute schon, so doch sicherlich bald zu den erlesensten der alten und neuen Welt zählen können. Man sieht hier, dass für Geld alles käuflich ist, auch Kunstschätze, von denen man es nie für möglich gehalten hätte, dass ihre europäischen Besitzer es über das Herz bringen würden, sich von ihnen zu trennen.

Aber auch abgesehen von dieser Überraschung hat das Museum dadurch einen grossen Wert, dass es einem die Möglichkeit bietet, mal einen Überblick über gute amerikanische Kunst zu erhalten. Ein grosser Teil des Museums besteht aus Privatsammlungen, die durch Schenkung oder Kauf erworben sind. Natürlich wollten die Stifter, dass ihr Name genügend zur Geltung komme, und so geschah es, dass man diese Sammlungen nicht den übrigen Beständen systematisch einordnen durfte und die Bilder verschiedenster Länder und verschiedener Zeiten einträchtig in einem Saal beieinander hängen. Ich greife aus diesen einige Amerikaner heraus. John W. Alexander zeigt uns in lebensvoller Charakteristik Walt Whitman, den manche für einen der grössten Dichter und Denker nicht nur Amerikas halten (ein Urteil, das ich nicht begreife), ein auch als Greis noch sprühender Feuerkopf. James Shannon lässt eine junge Mutter Märchen erzählen. Voll gläubiger Inbrunst gibt sich das kleinere Kind dem süssen Zauber hin, während die ältere Schwester etwas kritisch dreinschaut. Charles W. Hawthorne zeigt eine Schneiderin und einen alten Hausgeist in eifrigem Bemühen um The Trousseau, während das sinnende Köpfchen der Braut verrät, dass seine Gedanken weitab von der Handarbeit spazieren gehen. Frederick J. Waugh erweist sich in Roaring Forties und besonders in The great Deep als ein Beherrscher des Meeres. Wenn man eben über den Ozean gefahren ist, kann einem nur die volle Wahrheit genügen. Waugh gibt sie in grandioser Weise. Das Original eines auch in Europa durch Stahlstichreproduktion sehr bekannten Bildes nimmt hier eine ganze Wand ein: Leutzes Washington crossing the Delaware und wirkt hier, wo die Erinnerung an den Befreier seines Vaterlandes einem fast täglich entgegentritt, natürlich noch mehr. John S. Sargent, der zu den bedeutendsten modernen Malern Amerikas gezählt

wird — u. a. ist ein Teil der Fresken in der Bostoner Bibliothek von ihm — ist hier durch The Hermit vertreten. Ein koloristisches Wagnis. Erst nach einigem Suchen gelingt es einem, sich in dem Waldinnern voll Sonnenlichter und Schattenflecken zu orientieren und den Eremiten nebst zwei Rehen von ihrer unruhigen Umgebung abzuheben. Kenyon Cox hat das feine Profil des Bildhauers Augustus St. Gaudens in seinem rotbraunen Haar- und Bartschmuck auf die Leinwand gebannt. An Albert Herters Two Boys ging niemand vorüber. Jeder musste stehen bleiben, weil er sich sagte: so sind unsere Jungens! Zwei halbwüchsige Jünglinge liegen auf einer sophaartigen Bank am Fenster. Ihre halb aufgerichteten Oberkörper lehnen mit dem Rücken aneinander. Beide sind in ein interessantes Buch vertieft, die Beine des Einen so himmelstürmend übereinander geschlagen, wie man es nur in Amerika geniessen kann. Natürlich ist auch Whistler vertreten, und zwar durch ein Porträt Théodore Durets, im Frack, mit einem Damendomino über dem Arm.

Nun einige Europäer. Den besten Manet, den ich je gesehen, fand ich hier: The Guitarist. Einfach vollendet, auffallend an Velasquez erinnernd. Vielleicht auf der gleichen Höhe steht sein Mädchen mit Papagei. Frankreich erfreut sich auch sonst grosser Bevorzugung. Durch verschiedene Meissonniers wird man überrascht, vor allem sein grosses Napoleonbild «Friedland 1807», ebenso durch Neuvilles Le Bourget. Von Bastien Le Page finden wir seine bekannte Jeanne d'Arc, von Auguste Renoir eine Dame mit Kindern. Ganz überragend ist der Spanier Sorolla, der vor einigen Jahren sein «Oeuvre» in New York ausstellte und der Mann des Tages wurde. Das Metropolitan Museum besitzt vier Bilder von ihm: After the Bath, Swimmers, The Bath und Beaching the Boat. Das feinste ist das erste: ein eben aus dem Wasser zurückgekehrtes junges Mädchen befestigt mit anmutiger Bewegung ihr Gewand an der Schulter, während ein junger Mann, wohl der Bademeister, hinter ihr steht, bereit, ihr einen Mantel umzuwerfen. Ein keuscher Liebreiz umfliesst die junge Gestalt. Alles ist Sonne, lachende, leuchtende Sonne. Die «Schwimmer» sind drei im Wasser tollende Buben, fröhliche Krabben, während es auf dem dritten Bild bei den drei kleinen Mädchen etwas sinniger zugeht. «Beaching the Boat» zeigt den Maler von einer derbern Seite. Ein Ochsengespann wird in die Wogen hinausgetrieben, um mit schwerer Kette ein Boot durch die Brandung zu ziehen. Alles ist Kraft, Urkraft in brennenden

Farben. Dank der Findigkeit meines treuen Führers bekam ich am nächsten Tage noch mehr Sorollas zu geniessen. Das Hispanische Museum, ein Schmuckkasten spanischer Kunst älterer und neuerer Zeit, schlug die grossen Flügel seiner altarblattartigen Wandschränke zurück und enthüllte mir neue Schätze, etliche Porträts und eine lebenstrotzende Maultiertreibergruppe. Den Namen Sorollas, der in diesem Jahre seinen 50. Geburtstag feiert, muss man sich merken.

Will man den alten Josef Israels in seinen besten Werken kennen lernen, so gehe man ins Metropolitan Museum. Am wenigsten reisst einen vielleicht seine «Erwartung» mit, ein junges Mädchen mit fein gezeichnetem Köpfchen. Aber bei dem «zaghaften Bewerber», da verweilt man schon länger. Durch eine einfache Landschaft wandern zwei junge Leutchen, ein kaum 17jähriges Bauernmädchen und, einen halben Schritt hinter ihr, ein nicht viel älterer Bursche; beide noch halbe Kinder. Man denkt unwillkürlich an Gottfried Kellers «Romeo und Julia auf dem Dorf». Dieselbe Schlichtheit des Vortrags wie bei unserm Dichter, darum auch dieselbe innere Wahrheit, dasselbe Miterleben. Dieselben Eigenschaften sind dem dritten Bilde eigen und sind daher wohl auch schuld daran, dass man sich schwer von ihm trennt. Der grösste Teil des Gemäldes ist so dunkel, dass man kaum etwas erkennt. Es ist vermutlich das Innere einer Bauern- oder Handwerkerstube, in der man rechts einen Kopf, vermutlich den des Vaters, unterscheidet. Das einzige hellere Licht fällt links auf eine Frau, die ihr Kindchen füttert, ein etwas grösseres Mädchen schmiegt sich stehend an sie an. Die Gruppe dieser drei hält den Vergleich mit manchem berühmten Madonnabilde aus. Eine überzeugendere Darstellung der Mutterliebe lässt sich nicht denken.

Trefflich sind Reynolds, Raeburn und ihre Zeitgenossen vertreten. Von älteren nenne ich nur einige Namen: ein paar prachtvolle Franz Hals; Grecos Anbetung der Hirten; Correggio, Vier Heilige; Bronzino, Cosimo de Medici; Holbein, Erasmus; J. van Eyck, Thomas v. Becket.

Zwei Nachmittage brachten wir in diesen Räumen zu. Eine ganze Woche wäre eigentlich noch zu wenig gewesen. Pierpont Morgan hat dem Hauptbau einen ganzen Flügel auf seine Kosten angebaut, um ihn mit den von ihm und seinen Agenten in der ganzen Welt zusammengetragenen Schätzen zu füllen. Man frägt sich staunend, wie war es nur möglich, dass Kirchen und Ka-

pellen ihre grössten Kostbarkeiten hergaben! Auch eine ganze Stube aus Flims aus dem 17. Jahrhundert flösst Respekt ein vor der alten Schweizerkunst. Bewundernd steht man vor einer Grablegung aus Périgord, Château de Biron (Schule von Michel Colomb, um 1510) und vor einem wunderlieblichen Engel der Verkündigung, bemalte Terrakotta von Matteo Civitale, 1435—1501. Ein Prachtstück der Instrumentenbaukunst ist ein Harpsichord aus dem 17. Jahrhundert, das Papst Innocenz X. gehört hat. Äusserlich in der Form eines Flügels, wird es von Tritonen getragen, die dem von fröhlichen Wassergeistern belebten Meere entsteigen, vielleicht eine Anspielung auf die Tonwellen, die das Instrument zu erzeugen imstande ist, das Ganze ein in barocker Üppigkeit schwellender Hymnus auf die Macht der Töne.

New York, Der Broadway in der Nähe der Wallstreet
Im Hintergrund der Turm des Woolworth Building

Nicht unerwähnt möchte ich die nachahmenswerte Beleuchtung der Säle im Metropolitan Museum lassen. Etwa einen Meter von der Wand und einen Meter von der Decke entfernt, für das Auge durch eine Blechrinne unsichtbar gemacht, zieht sich eine Reihe von Glühlampen um den Saal herum und beleuchtet die Gemälde so vortrefflich, dass man nahezu den gleichen Genuss wie bei hellem Tageslicht hat. Sehr praktisch war auch in der Morgan-Abteilung die Einrichtung, je zwei mit der Rückseite gegeneinander gekehrte Glasgemälde

in eine sich quer über den Raum hinziehende Wand so einzulassen, dass ein elektrisches Licht dazwischen glühen konnte. So kamen die Glasgemälde sowohl am Tage als am Abend prächtig leuchtend zur Geltung.

Woher kommen nun die Hunderttausende und die Millionen, welche zur Erwerbung dieser Kunstschätze nötig sind? Zweifellos grösstenteils von der Wallstreet, wo die Hochfinanz ihre Bureaus hat und in der Stock Exchange (der Börse) über das Wohl und Wehe des Geldmarktes entschieden wird. Unter der Wallstreet darf man sich trotz ihres Reichtums keine breite, vornehm-elegante Strasse, wie z. B. die Fifth Avenue, vorstellen. Sie befindet sich im ältesten, engen Geschäftsviertel, ganz im Süden von Manhattan, und zweigt ab vom Broadway, da wo dieser erst eben den Hafen verlassen hat, Fahrbahn und Trottoir sind hier ganz unterminiert von einem Bahnhof des Subway, zu dem man in etlichen Häusern Eingänge sieht, so dass die Finanzleute aus allen Teilen der Stadt direkt bis zu dem Kampfplatz fahren können, auf dem tagtäglich die aufregenden Schlachten um Millionen geschlagen werden. Sechs mächtige korinthische Säulen, welche einen figurenreichen Giebel tragen, schmücken die Front der Börse und wecken durch ihre klassisch reinen Linien die Erinnerung an einen antiken Tempel. Drinnen geht es weniger klassisch zu, und der Gedanke an einen

New York, The Stock Exchange (Börse)

Tempel schwindet, es sei denn der Tanz um das goldene Kalb. Nur durch besondere Erlaubnis ist der Eintritt gestattet. Mit dem Elevator wird man in den 6. Stock befördert und betritt die Zuschauergalerie. Was man da unten sieht, bleibt dem Uneingeweihten ziemlich unklar. Dasselbe Stimmengetöse, das man von andern grossen Börsen her kennt, empfängt den Eintretenden. Um so und so viele numerierte Fixpunkte, auf deren Bänken Leute mit und ohne Glatze sitzen, Zeitung lesend, halb schlafend, frühstükkend usw., als ob das ganze Getriebe sie gar nichts anginge, ist ein ununterbrochenes Hin- und Herrennen von Börsianern und von uniformierten Jünglingen. Zettel werden geschrieben und von den boys nach andern Teilen der Riesenhalle getragen. An der Wand sieht man die Mündungen zahlreicher Rohre für pneumatische Beförderung, Fernsprechapparate usw. Von Zeit zu Zeit bilden sich schnell anwachsende Gruppen lebhaft Gestikulierender, man hört heulen, schreien, pfeifen, johlen, ohne feststellen zu können, woher in dem Durcheinander der Lärm kommt. Die Knäuel lösen sich. Neue Ansammlungen bilden sich. Wieder flaut's ab. Es ist offenbar ein Normaltag, ohne grosse Aufregungen.

New York, George Washington's Statue vor dem Unterschatzamt

In einem langen Saale weiter unten sitzen dicht gedrängt lange Reihen von Beamten, die in fieberhafter Eile die Tasten

von Schreibmaschinen bearbeiten, welche mir den Eindruck machten, als ob es sich um telegraphische Übermittlung der Börsenkurse handelte.

Amüsanter und für den Laien verständlicher ist die Curb Stock Exchange. Curbs sind die Laufsteine der Trottoirs. In nächster Nähe der Stock Exchange füllt ein Haufen von 100 bis 200 Menschen die Mittelstrasse und beide Trottoirs, augenblicklich anscheinend in ruhigem Gespräch. Plötzlich kommt Leben und Bewegung in die Gruppen. Hände fahren in die Höhe, über die Köpfe der Umstehenden weg, die Finger spreizen sich, schnellen auf und nieder mit blitzartiger Geschwindigkeit, eine regelrechte Zeichensprache! Aber wem gilt denn das? Niemand von den Nachbarn reagiert auf diese nur dem Eingeweihten verständliche Geheimsprache. Die Häuserfronten bringen des Rätsels Lösung. Alle Fenster der nächststehenden Häuser zu beiden Seiten der Strasse sind besetzt von Männern, denen dieses Zeichentelegraphieren gilt. Auf den Balkonen und an den Fenstern hat jeder ein Telephonrohr am Ohr und den in Amerika üblichen Schallaufnahmetrichter auf kleiner transportabler Säule am Mund und telephoniert an sein Komptoir die Kurse, die ihm der Kollege da unten auf der Strasse heraufsignalisiert.

Nirgends ist mir der Unterschied zwischen dem aufregenden und waghalsigen amerikanischen und dem ruhigeren europäischen Geschäftsleben so deutlich geworden wie hier. Dieses nervöse Zucken der auf- und niederfahrenden Finger kam mir vor wie das Vibrieren galvanisierter Froschschenkel. Es ist aber auch möglich, dass das Treiben sich nirgends so arg zeigt wie auf der New Yorker Curb Stock Exchange. Denn hier werden nur diejenigen Aktien und sonstigen Werte gehandelt, die auf der Stock Exchange nicht zugelassen sind.

Ernst, ja strenge, schaut der erste Präsident der Vereinigten Staaten auf dieses Treiben herüber. George Washingtons Bronzestatue steht vor dem Gebäude des Unterschatzamtes an der Stelle, wo er im Jahre 1789 als erster Präsident den Eid auf die Verfassung ablegte. Wie still mag es damals noch hier an der Wiege des jungen, um seine Freiheit ringenden Landes zugegangen sein! Heute rasselten die Bohr- und Betonmaschinen auf dem Grundstück gegenüber, um ein neues Bankhaus für die Milliardäre J. P. Morgan & Co. auf dem felsigen Boden zu fundieren, und an seinen Füssen vorbei drängen sich die Jäger mit ihrer Meute auf der Jagd nach dem Geld!

Kronprinzessin Cecilie wendet sich zur Weiterfahrt (Seite 123)

Sonntag abend, den 10. August.

Morgen früh um 6 Uhr sollen wir in Plymouth sein. Wir haben dann, da wir Dienstag um 10 Uhr vormittags von New York abfuhren, 5 Tage und 20 Stunden gebraucht, in Wirklichkeit sogar nur 5 Tage und 15 Stunden, da wir wegen unserer Fahrtrichtung, dem Sonnenaufgang entgegen, unsere Uhren täglich um fast eine Stunde vorrücken mussten.

Es geht eigentlich zu schnell heutzutage, wenigstens bei so angenehmem Wetter, wie wir es hatten. Man hat kaum noch Zeit, sich einzuleben, nette Bekanntschaften zu machen und alles zu ergründen, was einem auf dem schwimmenden Riesenbau von mehr als 200 Meter Länge Interessantes entgegentritt oder auch verborgen bleibt. Eben etwas warm geworden, fliegt alles wieder auseinander.

Wohl freut man sich, die Heimat und die Lieben wiederzusehen und zur geregelten Beschäftigung zurückzukehren. Trotz alledem kann man sich aber des Gefühls nicht erwehren, nur halbe Arbeit verrichtet, nur die ersten Schritte in ein Neuland getan zu haben, das uns nicht mehr loslassen wird. Das gilt von der Ozeanfahrt, das gilt noch viel mehr von dem Erdteil, den ich vor wenigen

Kronprinzessin Cecilie wenige Minuten später

Kronprinzessin Cecilie am Horizont verschwindend

Wochen zum erstenmal betreten habe. Eine Fülle von Neuem, Überraschendem, Grossartigem und Schönem habe ich gesehen, aber wie vieles doch nur oberflächlich, mehr ahnend als wissend. Wie viele Fragen sind unbeantwortet, wie viele Rätsel ungelöst geblieben. Nörgler und Schwarzseher werden sagen, ich habe Amerika durch eine rosige Brille betrachtet. Ich glaube es nicht. Ich hatte das Glück, Führer zu haben, die ihr Land lieben und mich manches verstehen lehrten, dem andere fremd gegenüberstehen.

Unter ihrer Leitung das Begonnene später fortzusetzen, mehr und mehr in das Innere des Landes und Volkes einzudringen, das wo man's packt interessant ist, das wird das allerdings wohl unerfüllbare Sehnen meines Lebens bleiben.

Einen Blick hinüber durfte ich wenigstens tun.

Mögen Jüngere zeitiger anfangen mit ihren Amerikareisen. Sie werden es schwerlich bereuen.

Bern, den 15. August.

Beredter als Worte schildern die drei letzten photographischen Aufnahmen den Schluss der Reise.

Eben, am 11. d. M., mittags, haben wir den Tender bestiegen, der uns auf der Reede von Cherbourg erwartete. Noch steht das treue Schiff, das uns so sicher über die Fluten getragen, in ganzer Grösse vor uns, noch können wir mit ihm Grüsse tauschen. Aber schon wendet es sich zur Weiterfahrt nach Bremen und noch ehe wir bei dem alten Fort den schützenden Hafen erreicht haben, ist es nur noch als kleiner Punkt am Horizont erkennbar. Im nächsten Augenblick wird es verschwunden sein. — — —

Leb wohl! Auf Wiedersehen!?

# Inhaltsverzeichnis.

Beginn der Seereise, S. 7. — Fahrt durch Frankreich, 8. — Paris, 10. — Paris—Cherbourg, 13. — Auf der Reede von Cherbourg, 14. — Kronprinzessin Cecilie, 14. — Auf dem Ozean, 15. — Von der amerikanischen Rasse, 16. — Von den Wellen, 17. — Der Wind nimmt zu, 18. — The Devil's Corner, 20. — Im Schiffsrumpf, 21. — Der letzte Tag auf dem Meer, 22. — Die Auswanderer, 23. — Das Festland naht, 24. — Erster Eindruck von New York, 26. — Landung, 28. — Amerikanische Hotels, 28. — Hoteleinrichtungen, 30. — Negerfrage, 30. — Praktische Kohlenverladung, 31. — Subways, 31. — Das unterirdische New York, 32. — Central Park, 34. — Religiöses Meeting, 34. — Metropolitan Building, 36. — Kein stehendes Heer, aber Sport, 38. — Baseball, 39. — Bibliotheken, 41. — The Public Library in New York, 42. — Bibliotheken in New York und Boston, 44. — Die Bibliothek der Columbia Universität, 45. — Das Deutsche Haus, 45. — Früher Geschäftsschluss, 46. — The new Filene Store, 46. — Coney Island, 47. — Von New York nach Boston, 48. — Boston, 49. — Cambridge, 51. — Die Harvard-Universität, 51. — Das Agassiz-Museum, 53. — Die Harvard Men, 54. — Von den Wohnungen in Cambridge und ihren Insassen, 56. — Concord, 58. — Marblehead, 58. — Küstenfahrt, 59. — Vom Kampf gegen den Alkohol, 60. — Gilbertsville, 61. — Landwirtschaft, 62. — Kanoefahrt auf dem Butternut-Creek, 64. — Von den Ulmen und anderen Bäumen, 65. — Vogelwelt, 66. — Vierfüssler und Insekten, 67. — Von der Bevölkerung, 68. — Auf dem Friedhof, 70. — Weiterreise nach dem Westen, 70. — Binghamton, 71. — Von der Feuersgefahr, 71. — Vom Blumenschmuck, 72. — Ithaka, 72. — Die Cornell-Universität, 73. — Interlaken—Geneva—Buffalo, 75. — Niagara, 76. — Nach Kanada, 81. — Toronto, 82. — Ontariosee, 83. — St. Lawrence-Strom, 83. — Die Stromschnellen, 84. — Montreal, 86. — Ein Grain Elevator, 88. — Indianer, 90. — Lake Champlain, 90. — Lake George, 90. — Bahnhöfe uud Eisenbahnen, 92. — Nach dem Süden, 93. — Washington, 94. — Die Kongressbibliothek, 96. — Der Washington-Obelisk, 97. — Mount Vernon, 98. — The Soldiers Home, 99. — Auf dem Rock Creek-Friedhof, 99. — St. Gaudens, 100. — Nationalmuseum, 100. — Auf der Strasse, 102. — Wieder in New York, 104. — Ellis Island, 104. — Ein Wolkenkratzer im Bau, 110. — The Cathedral of St. John the Divine, 112. — Carl Schurz-Denkmal, 113. — Metropolitan Museum, 114. — Wallstreet, 118. — Stock Exchange, 118. — Curb Stock Exchange, 120. — George Washington-Statue, 120. — Schluss, 123.

**Druckfehler.** Seite 16, Zeile 8 von oben, muss es statt «Kontrapunkt» natürlich «Orgelpunkt» heissen. Mir schwebte bei diesem Vergleich eine Stelle in Brahms' Deutschem Requiem vor, wo durch ein erschütterndes Tongewoge aller Instrumente hindurch in tiefster Tiefe die Kontrabässe durch eine Reihe von Takten hindurch ohne Wanken *einen* Ton festhalten, der dem Hörer zuruft: zage nicht!

131180 H US F823f

Author Francke, Alexander.

Title Fünf Wochen im Osten der Vereinigten Staaten und Kanadas

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

A R